

Lf. 8v. Ant. H. p. 499.



3. 3919.9.

J. O. germ

1186^m

<36618550110010

S

<36618550110010

Bayer. Staatsbibliothek

Unterhaltungen

für

F r e u n d e

altdeutscher und altnordischer

Geschichte und Literatur.

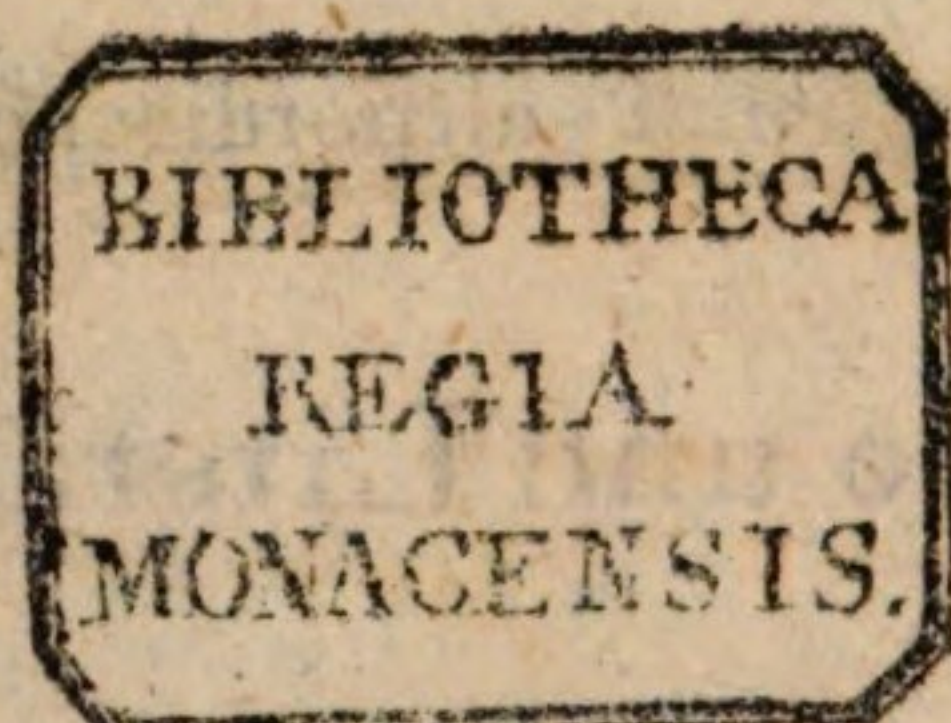
V o n

F r i e d r i c h R ü h s.

B e r l i n,

in der Vossischen Buchhandlung.

1 8 0 3.



V o r r e d e.

Das Studium der nordischen Literatur ist bis jetzt die Hauptbeschäftigung meines Lebens gewesen; die Bearbeitung der Schwedischen Geschichte nöthigte mich, tiefer in diesen nicht sehr anmuthigen Theil der Gelehrsamkeit ein-

zudringen. Wie ich jetzt über einige wichtige Gegenstände derselben denke, lege ich den Lesern in diesen Blättern freimüthig dar. Vor einigen Jahren schrieb ich, in unbedachtsamer Jugendkühnheit, ein Buch über die Skandinavische Vorzeit, das im Ganzen eine Aufnahme fand, die mir schmeichelhaft und ermunternd seyn mußte. Ich erkenne in den mir zu Gesichte gekommenen Recensionen, die, wie ich weiß, zum Theil von den gründlichsten und achtungswürdigsten Gelehrten herkommen, die Schonung, womit sie das

Gute hervorhoben und die Schwächen bedeckten; ich muß hier aber das unverholene Geständniß ablegen, daß ich die letztern nur zu bald selbst gefunden habe, und es für meine Pflicht halte, durch eifriges Fortschreiten des Lobes würdig zu werden, wodurch jene vortrefflichen Männer mich aufgemuntert haben. Der angezeigte Versuch enthält Vieles, was ich jetzt verwerfe; und ich läugne nicht, daß ich, wie der kundige Recensent in den Marburgischen Annalen richtig bemerkt, zu eilig war, das Buch dem Druck zu

übergeben: ein Zufall, der wohl schon
 öfters angehenden Schriftstellern begeg-
 net ist; mich aber entschuldigen, in
 meinem Gewissen, besondere Verhält-
 nisse.

Dafs ich bisweilen vielleicht zu po-
 lemisch geworden bin, mufs durch die
 Natur der Sache gerechtfertigt werden.
 Auch im Streit habe ich die Humani-
 tät nicht verletzt. Sollte man etwa die
 Sprache im zweiten Aufsatze nach-
 drücklich finden, so bitte ich die Leser,
 sich zu erinnern, dafs nicht ich es bin,

der diesen Ton angestimmt hat. So wie ich es mir nicht nehmen lasse zu tadeln, was mir tadelnswerth scheint, so ertrage auch ich es, getadelt zu werden. Allein Uebermuth kleidet keinem, am wenigsten der Unwissenheit; gegen ihn werde ich immer gerüstet seyn. Die Scherze unter Nr. I. und V. sind von Persönlichkeiten frei: ihre Tendenz ist unverkennbar und nur auf die Verspottung einer Lächerlichkeit gerichtet. Ich hoffe daher, keiner weitem Apologie für sie nöthig zu haben.

Ich schmeichle mir, daß auch Leser, die dieser Dinge kundig sind, in diesen Blättern manches Neue und Unbekannte antreffen werden. Die Verlagshandlung wünschte nur ein kleines Werk, und bei den unsichern Aussichten zum Absatz desselben, fand ich es billig, diese Forderung zu erfüllen: daher konnte ich mich nicht immer so weitläufig erklären, als ich wollte, und mußte mich oft mit Winken und Andeutungen hegnügen. Sollte das Publikum diese Arbeit freundlich und mit Beifall aufnehmen, so werde ich

in der Folge ähnliche kleine Abhandlungen über einige andere Gegenstände des nordischen Alterthums und der nordischen Geschichte herausgeben.

Schon seit längerer Zeit ist meine Gesundheit zerrüttet: die guten Stunden, die mir blieben, widmete ich der Schwedischen Geschichte: diese Blätter sind also wohl nicht immer mit der Heiterkeit geschrieben, die sich der Schriftsteller billig bewahren sollte. Wenn sich davon in kleinen

Nachlässigkeiten Spuren zeigen, so nehme ich die Nachsicht der Leser in Anspruch.

R.

I n h a l t.

- I. Der Barde. Ein Preisgedicht. . . . S. 1.
- II. Ueber die alten Deutschen und ihre
Religion, besonders über die Gott-
heiten Wold und Ostar. . . . 9.
- III. Ueber die Authenticität der isländi-
schen Sagen, als historischer Denk-
mäler. 65.
- IV. Ueber die nordische Poesie. . . . 97.
- V. Der Kampf der Götter. 147
-

I n h a l t

I. Der Erste Theil

II. Der Zweite Theil

III. Der Dritte Theil

IV. Der Vierte Theil

V. Der Fünfte Theil

VI. Der Sechste Theil

VII.

VIII. Der Achte Theil

IX. Der Neunte Theil

I.

Der B a r d e.

Ein Preisgedicht.

Der Bilde

Einige Beispiele

Der Barde.

Ein Preisgedicht *).

Weg mit eurem goldnen Weine,
Braunes Bier
Winket hier,
Hier in Wodan's Schauerhaine.
Unser lautes Lustgeschrei
Tönt, o Braga, dir zu Ehren;
Diese Humpen auszuleeren,
Bragabrüder, eilt herbei;

*) Bardenalmanach, 1802. S. 264.

Eilt sie wieder anzufüllen
Mit dem Trank der deutschen Flur.
Brüllen laßt uns, laßt uns brüllen,
Mächtiger, als wie der Ur.
Schwache, weiche Weiberseelen,
Ohne deutsche Riesenkraft,
Mögen mit der Traube Saft
Netzen ihre leisen Kehlen,
Uns, uns mundet Gerstensaft!

Schlaget eurer Telyn Saiten,
Dafs der Wald
Wiederhallt,
Laßt sie den Gesang begleiten.
Kann wohl eine deutsche Brust
Bei der Welschen leisen Spielen
Der Begeistrung Stürme fühlen
Und erschwellen hoch in Lust?

Wenn aus Asgaards Feyerhallen
Donnernd spricht der hohe Thor,
Und wenn Schlachtgesänge schallen,
Lauschet freudig unser Ohr.
Eure Zithern, Geigen, Flöten,
Deutsche, wollt ihr Deutsche seyn,
Werfet wider jenen Stein;
In das Schmettern der Trompeten,
Bragabrüder, stimmtet ein!

Weiche, du geschmückte Schöne,
Kein Genuss
Ist dein Kuss,
Für Thuiskon's ächte Söhne.
Reiß' herab den Modethut,
Mit den Flittern, die ihn zieren;
Ihren Leib so eng' zu schnüren,
Steht der deutschen Dirn' nicht gut.

Flattern laß die blonden Locken,
Tummle ein geschwindes Ross,
Schwinge froh und unerschrocken
Ein zerstörend Jagdgeschoss.
Würdig wirst du so der Helden,
Die das Vaterland gebar;
Tritt'st du einst zum Weihaltar,
Dann besingt dich, wie Thusnelden,
Unsre Bragabrüder - Schaar!

Ha, was waren die Germanen:
Roma's Macht
Sank in Nacht
Vor den Fäusten unsrer Ahnen!
Aber ach! der Väter Sinn
Ist verändert mit den Zeiten,
Und für alle Ewigkeiten
Sind die Kronen Deutschlands hin!

Ö wie tief ist unsre Schande!
Ueber den erzürnten Rhein
Drang zum Hohn dem Vaterlande
Die Armee der Franken ein!
Auf ihr Sveven, Cauzen, Catten,
Zu den Waffen Jedermann,
Wer den Schimpf empfinden kann;
Weiber, treibet eure Gatten,
Treibt zum Kampf die Feigen an!

W o d a n wird uns Sieg verleihen,
Herrmann glänzt
Ruhmumkränzt,
Herrlich her vor unsern Reihen;
Und wer im Getümmel sinkt,
Den ergreifen die Valkyren,
Nach Walhalla ihn zu führen,
Wo er unaufhörlich trinkt.

Wer nicht deutsch ist, brav und bieder,
Wer den edlen Trank nicht ehrt,
Und verachtet unsre Lieder,
Der ist Nastrond's Qualen werth.
Bragabrüder, laßt uns schwören,
Deutschlands Götter für und für,
Wie bei diesem Feste hier,
Hochzuhalten und zu ehren,
Schwört's bei diesem braunen Bier!

II.

U e b e r

d i e a l t e n

Deutschen und ihre Religion,

b e s o n d e r s

ü b e r

die Gottheiten Wold und Ostar.

15

Deutschen und ihre Religion

die Gottheit, Welt und Natur

Ueber die
alten Deutschen und ihre Religion,
b e s o n d e r s
über die Gottheiten Wold und Ostar.

1) **A**lle Nachrichten, die wir über die ältesten Deutschen haben, kommen darin überein, daß sie nomadisch umherzogen, sich wenig um den Ackerbau bekümmerten, und ihren Unterhalt der Jagd und dem Kriege zu verdanken hatten. Die nothwendige Folge einer sol-

chen Lebensart ist Rohheit, und Rohheit bezeichnet die Germanen. In Thaten offenbarte sich die Wildheit ihrer Seele. Wenn sie auch die Tugenden besaßen, die allen Barbaren eigenthümlich sind, so werden dadurch lange nicht die Laster gut gemacht, worin sie ihre Freuden fanden. Ihre Verhältnisse zwangen sie zu den härtesten Entbehrungen, und so lange nicht eine glückliche Revolution dieselben änderte, blieben ihnen auf ewig alle die Güter versagt, die eine höhere Bildung den Menschen gewährt. Wenn wir die ältesten Bewohner unsres Vaterlandes aus demselben Gesichtspunkt betrachten, aus dem wir die wilden Völker Afrika's oder Amerika's ansehen, und nur die Verschiedenheiten abrechnen, die durch die Lage und das Clima entstehn müssen, wer-

den wir zu einem richtigern Urtheil geleitet werden, als man so oft über sie hört. Einer der ersten Schriftsteller, den das Alterthum geboren hat, stellt die Germanen freilich von einer andern und sehr anziehenden Seite dar; aber das Gemälde, das er von ihnen entwirft, ist nicht rein historisch: sein Geist hat einer Reihe von Erscheinungen ganz andre Gründe untergelegt, als sie in der Wirklichkeit hatten *). Aus der Lebensart eines Volkes lassen sich die sichersten Schlüsse auf seine Religion machen. Nach den wenigen zuverlässigen Nachrichten, die wir übrig haben, läßt sich nicht läugnen, daß die alten Deutschen mehrere Gottheiten verehrten, und sicht-

*) Diese Idee habe ich weitläuftiger in einer Abhandlung in Stündlin's Magazin für Religions- Moral- und Kirchengeschichte, Bd. I. St. 2. S. 291. ausgeführt.

baren Gegenständen ihre Ehrfurcht be-
zeigten. Es würde ein unauflösliches
Problem seyn, wenn es anders wäre.
Nichts desto weniger sind jene beiden
Sätze von einsichtsvollen Untersuchern,
obgleich ohne hinlänglichen Grund, ge-
läugnet worden. Aber sie hatten nicht
viele Gottheiten, und die Idole dersel-
ben waren roh, unförmlich und aus leicht
vergänglichen Stoffen bereitet. Es ist
möglich, daß die Germanen ihren Göt-
tern keine menschliche Gestalt gaben;
denn wie schwer ist es nicht, ein men-
schenähnliches Bild hervor zu bringen:
eine ungeübte Hand kann einen Stein
oder den Stamm eines Baumes nicht so
künstlich gestalten, daß er dem König
der Schöpfung gleicht. Mehrere Stellen
der Alten, die alle Deutelei verspotten,
beweisen unwidersprechlich, daß die

Deutschen ihre Gottheiten unter gewissen Zeichen vorstellten.

2) Sie hatten wenige Götter, denen sie gewisse Gegenden, besonders Wälder weihten. Caesar sagt, daß sie die Sonne, den Mond und das Feuer anbeteten. Die Schriftsteller führen noch andere Namen an; auch berichten sie, daß Heroen und ausgezeichnete Menschen vergöttert wurden. Die Art, wie die Deutschen den höhern Wesen ihre Ehrfurcht bezeigten, war wild und grausam. Sie opferten ihnen Thiere und Menschen, um den Zorn derselben zu versöhnen und sich ihre Gnade zu erwerben. — Die Germanen hatten keine Mythologie; sie standen noch nicht auf der Stufe der Cultur, die zur Bildung derselben erforderlich ist. Wie lassen sich bei einem so rohen Volke die Ab-

stractionen erwarten, die sie voraussetzt? Wie konnte es dieselbe bewahren, da es die Schreibekunst nicht kannte, und seine Priester keine Caste bildeten, der eine geheime Lehre anvertraut war? — Wie können Menschen, die, von der Sorge getrieben, nur das Bedürfnis zu befriedigen suchen müssen, ein vollständiges mythologisches System begreifen und erhalten? Der gemeine Grieche so wenig als der Römer oder der Indier hatten und haben die religiösen Ideen, die wir in den Schriften ihrer Dichter und Weisen finden. Die Menge hält sich an den Gebräuchen und dem äußern Cultus. Diese Behauptung ist so einleuchtend, daß sie zu ihrer Bestätigung weder vieler Citate, noch einer weitläufigen Ausführung bedarf. So unvollkommen wir
auch

auch von der Religion der ältesten Deutschen unterrichtet sind, so sind sie doch hinlänglich, die Richtigkeit der aufgestellten Meinung zu beweisen. Was neuere Schriftsteller gewähnt und geträumt, oder in ihren Systemen angenommen haben, verdient nicht in Betrachtung gezogen zu werden. Da es nun nicht möglich war, aus den Angaben über die eigentliche deutsche Götterlehre ein vollständiges Gebäude aufzuführen, hat man, um diesen Mangel zu ersetzen, die Idee zu vertheidigen gesucht, „dafs die nordische Mythologie auch die Mythologie unsrer deutschen Voreltern war.“ Herr Gräter meint, es sey leicht, den Beweis für diese Behauptung zu führen *); allein bis da-

*) Bragur VII. 2. S. 232.

hin ist er denselben schuldig geblieben, und ich bin überzeugt, daß es eben so unmöglich ist, als die Widerlegung nachfolgender Wahrheiten.

Die nordische Mythologie, die man aus der Edda abgesondert, in ein System gebracht, und als eine Quelle tiefer Weisheit gerühmt hat, ist nie ein Eigenthum der nordischen Völker gewesen. An andern Orten habe ich diesen Satz bewiesen *). Die Edden sind aus den heterogensten Theilen zusammengesetzt; ihre schriftliche Abfassung datirt sich aus einem sehr späten Zeitalter, und ihr Inhalt verräth in jeder Fabel die Bekanntschaft mit fremder Gelehrsamkeit und christlichen Begriffen. Freilich schreibt noch im Jahr 1802 ein Mann von großer Bele-

*) S. meine Schwedische Geschichte, I. §. 9. S. 34. der Ausgabe in Octav.

senheit und den mannichfaltigsten Kenntnissen, ein Thorlacius *), „daß die Edden mit Recht für die canonischen Bücher der Odinischen Religion können angesehen werden.“ Allein kein Geschichtsgelehrter, dem die Untersuchungen über diese Gegenstände nicht ganz unbekannt sind, wird eine Aeuserung der Art anders, als mit Unwillen oder mit Lächeln anhören. So schwer ist es, eh' die Menschen den Wald vor lauter Bäumen erkennen, eh' sie ein Steckenpferd verlassen, auf dem sie sich lange herum getummelt haben! — Unbefangne Leser werden mich, verstehen: aber gesetzt, die Mythologie der Edda hätte die Religion der alten Skandinavier ausgemacht, würde hieraus fol-

*) Skandinavisk Museum, fjerde Hæfte, 1802.

S. 33.

gen, daß sie auch in Deutschland gegolten habe? Die Nachrichten, die sich bei'm Rimbert, Adam von Bremen und Snorre über die Religion der Schweden finden *), sind zwar in einigen Stücken demjenigen analog, was wir von den Vorstellungen der alten Deutschen wissen, und dies ist eine nothwendige Folge des gleichen Culturzustandes beider Völker; aber in andern Rücksichten auch wieder sehr verschieden. An eine Wechselwirkung der beiden Nationen ist nicht zu denken. Die Skandinavier standen in keinem friedlichen Verkehr mit ihren Nachbarn; diejenigen Küsten Deutschlands aber, mit denen sie die meiste Verbindung hatten, waren von Slaven be-

*) S. meine Schwedische Geschichte. I. §. 8. S. 24. u. §. 10. u. §. 11. S. 39.

wohnt, und gerade um die Zeit, da die furchtbaren Einfälle der Normänner anfangen, war ein großer Theil von Deutschland schon christlich. Der Norden ward erst viel später zur christlichen Religion bekehrt, und in diese Zeit fällt, nach dem Zeugniß der Sagen selbst, die Entstehung vieler Mythen. Es ist auch sehr natürlich, daß ein so groteskes und vielseitiges Gebilde, als die sogenannte nordische Mythologie ausmacht, erst nach und nach, durch Vereinigung vieler Phantasien und die Mitwirkung mannichfaltiger Zufälle und Umstände entspringen konnte. — Hier kann es uns an diesen Andeutungen, die, wenn daran gelegen wäre, zu einer weitläufigen Abhandlung ausgesponnen werden könnten, genug seyn. Ich erwarte, wie Herr Gräter seine

etwas starke Behauptung gegen diese unumstößlichen Sätze vertheidigen wird. Ich ehre übrigens seinen Eifer und seine Verdienste; ich liebe die Offenheit seines Charakters, es ist daher blos die Sache der Wahrheit, für die ich streite; ich hoffe, daß auch Er meine Absicht nicht verkennen wird, und daß wir aus einem Kampf, der das Beste einer Wissenschaft, die uns Beiden am Herzen liegt, betrifft, immer als Freunde scheiden werden. —

3) Durch die Sorglosigkeit der Römischen Schriftsteller ist die Religionsgeschichte der Germanen an ächten Daten sehr arm; sie erwähnen zwar Gottheiten, allein nicht mit ihren eigenthümlichen Namen, sondern nach Römischer Uebersetzung, Romana interpretatione, wie Tacitus sagt. Eine Gott-

heit, auf welche etwa die Praedicate, die sie ihrem Vulcan beilegen, zu passen scheinen, nennen sie Vulcan, u. s. w. Es ist bekannt, daß man in neuern Zeiten angefangen hat, eigenthümliche deutsche Götternamen anzugeben; allein von vielen ist es ausgemacht, daß sie nur Mißverstand oder Unwissenheit auf die Bahn gebracht haben: ich erinnere z. B. nur an Crodo, Stufio, u. A.; selbst die Göttinn Neha oder Nehaleina scheint unter diese Kategorie zu gehören. Aus Votivtafeln, Inschriften und andern Denkmälern der Römer, die man in Deutschland gefunden hat, folgert man, meinem Bedünken nach, zu viel, wenn man sie auf Deutsche Gottheiten bezieht; ihr Inhalt giebt, soweit ich sie kenne, auch keine Veranlassung zu Schlüssen der

Art *). — Neuerlich hat Karl, Freiherr von Münchhausen, die deutsche Mythologie mit zwei von ihm erschaffenen Gottheiten bereichern wollen, die eine nennt er Wold, die andre Ostar. — Herr v. M. ist Soldat; es ist daher sehr rühmlich von ihm, daß er auch durch seine Neigung zu den Wissenschaften seinem Stande Ehre macht. Er würde aber besser thun, sich nicht mit Untersuchungen abzugeben, wozu es ihm an den nöthigen Vorkenntnissen fehlt, oder sie wenigstens nicht eher bekannt zu machen, als bis er reiflicher darüber nachgedacht hat. Er hat seine vorgeblichen Entdeckungen in Braga und Hermode, Bd. III., Abth. 1, S. 20,

*) Vergl. Häffelin's Beiträge zur Geschichte der deutschen Alterthümer, in den actis acad. Theod. Palat. T. V. S. 17. ff.

und Abth. 2, S. 38. dem Publikum vorgelegt. Die Seichtigkeit der Gründe, die er für die Existenz seines Wolds anführt, erschien mir, beim flüchtigen Anblick seiner Abhandlung so auffallend, daß ich ein Paar Worte darüber in den allgemeinen literarischen Anzeiger, 1800, Nr. 191. einrücken liefs. — Andere Geschäfte hatten mir jene Sache fast ganz aus dem Gedächtniß entrissen; aber mit einem Male finde ich im vierten Bande des obengedachten Journals, Abth. 2., S. 283. ff., eine Erklärung des Hrn. v. M. wider meine unschuldigen „*observatiunculas*,“ die von einer Leidenschaftlichkeit zeugt, wozu ich mich nicht erinnern konnte, Veranlassung gegeben zu haben. Erschrocken schlage ich den A. L. A. nach, aber kein Wort in meinem kleinen Aufsatz kann Hrn.

v. M. beleidigen. Bescheiden und anspruchlos provocirte ich auf das Urtheil einsichtsvollerer Kenner, als etwa Hr. v. M. und ich seyn möchten, und bemerkte, daß es mir an Zeit gefehlt habe, weitläufige Nachforschungen anzustellen. Ich bin aber jetzt genöthigt, die Sache ernsthafter zu behandeln, da Hr. v. M. es mir in seiner Apologie einmal gleichsam zur Pflicht macht; zweitens der Ton, in dem er spricht, eine derbe Rüge und Zurechtweisung verdient. Das Publikum wird von diesen Untersuchungen wenigstens den Vortheil haben, daß es einsieht, wie schlecht es zum Theil mit den Leuten bestellt sey, die über das deutsche Alterthum schreiben und Aufklärungen versprechen. Ich werde übrigens Gründe und Gegengründe so neben einander stellen, daß die Leser die

vorhin gedachten Schriften, zur Beurtheilung der Streitsache, entbehren können.

4) Mit den Resten aus dem Heidenthum ist es eine eigene Sache. Bedenkt man, daß ein Jahrtausend verflossen ist, seitdem das Christenthum, besonders im südlichen Deutschland, eingeführt war, was für viele und gewaltige Revolutionen während dieser Zeit in der Cultur vorgegangen sind; ferner, daß die Bekehrer mit der größten Sorgfalt alles, was heidnisch war oder schien, auszurotten suchten, wie die Capitularien davon auf jedem Blatte zeigen, so muß man den Gedanken schwinden lassen, daß jetzt noch in den Sitten und Gewohnheiten des Volks Ueberbleibsel aus dem Heidenthum zu finden sind. — Wenn wir auch zugeben, daß die Priester das Christenthum den Begriffen der

Heiden zu nähern suchten, wovon sich indessen in Deutschland keine Zeugnisse finden, so ward die alte Idee doch alsbald verwischt. Wenn man die Geschichte der Bekehrung des Nordens vergleicht, so wird die Wahrheit dieser Behauptung noch einleuchtender. Hier finden sich deutliche Spuren einer solchen Accommodation; aber wie schnell erscheint die alte Meinung umgeschmolzen, was hat sie für eine ganz andre Beziehung erhalten? in einer kurzen Zeit verschwindet sie endlich gänzlich. Manche Gebräuche, die ein sehr heidnisches Ansehn haben, entstanden durch das Papstthum: ich werde in der Folge Gelegenheit haben, weitläuftiger hierüber zu sprechen.

5) Im Schaumburgschen ziehen die Schnitter zu Schaaren von 12 bis 20 Sen-

sen, unter Volksliedern und Schnittergesängen auf die Felder, und nehmen Speise und Trank mit. Am letzten Tage der Roggenärndte sparen sie etwas von den Lebensmitteln, besonders aber vom Getränk, bis zum letzten Acker. Diesen suchen sie so zu mähen, daß Alle zugleich fertig werden, oder sie lassen einen Streif stehn, den sie Alle zugleich mit einem Schlage abhauen können; oder sie fahren auch, wenn dies, wegen des öftern Liegens der Frucht nicht passen will, mit der Sense bloß durch die Stoppel, als ob sie noch zu mähen hätten. Nach dem letzten Sensenschlage heben sie die Werkzeuge empor und stellen sie aufrecht, nehmen das Streek (Streichholz, womit sie die Sense schärfen), und Jeder schlägt damit dreimal an seine Sensenklinge, welches eine

Art Schafglockenmusik giebt. Hierauf nehmen sie des Getränkes, es sey Bier, Branntwein oder Milch, tröpfeln etwas davon auf den Acker, trinken, schwingen die Hüte, werfen sie auch wohl in die Höhe, schlagen wieder dreimal an die Sense, und rufen aus vollem Halse: Woold, Woold, Woold! Dies wiederholen sie zu dreien Malen hintereinander, und träufeln alsdann das letzte Tröpfchen Getränk in die Stoppel, und die Weibsleute klopfen die Brodkrumen aus den Körben. —

Vordem hat man beim Zurückzuge vom Felde noch ein Lied gesungen, wovon sich nur folgende Strophe erhalten hat:

Woold, Woold, Woold!

Häwenhüne weit wat schüht,

Jüm hei dal van Häwen süht,

Vulle Kruken un Sangen hett hei,
Up'n Holte wäst mannigerley,
Hei ifs nich barn und wart nich old,
Woold, Woold, Woold!

Wenn man nun einem unbefangnen Leser mit „gesunder Vernunft“ diese Facta vorlegt, was wird er aus ihnen folgern? Wird er, wie Hr. v.M., sagen: „diese Ceremonie mit der Sensenmusik scheint aus dem grauesten Alterthum herzurühren, und sehr deutlich auf eine alte Gottheit zurückzuweisen; denn die Leute antworten auf die Frage, was dies zu bedeuten habe: „wenn sie es versäumten, so gerieth das folgende Jahr weder Obst- noch Kornerndte.“ — Wird er darauf eine Erklärung und Umschreibung jener sinnlosen Verse liefern, die man selbst lesen muß, um den Scharfsinn und die unglaubliche Combi-

nationsgabe ihres Urhebers zu bewundern, und sie mit folgenden Worten beschliefen: „Bei genauer Beleuchtung entwickelt sich also folgender Sinn aus diesen Paar Worten: Wold, der gewaltige, mächtige Luft- oder Himmelsbeherrscher ist allwissend, sieht, gewahrt und hütet Alles, auch uns sieht und beobachtet er: denn vom Himmel herab, wovon man alles übersehen kann, übersieht und beobachtet auch er alles, wie heute uns. Er ist überreich an Wein und allen Arten von Früchten, denn in seinem Reiche, auf seinen Höhen, seinem Gebirge ist Alles, jeder Reichthum; auf seinen Halmen, seinen Zweigen wächst allerlei Frucht. Wir müssen das erkennen, weil er uns davon gespendet hat: er wird ja dessen noch mehr vergeuden, da er stete und uner-

unerschöpfliche Fülle hat, und Einer der Götter ist. Denn wir wissen nicht, woher er ist, wie er entstand: er ist nicht geboren, und hat also keinen Anfang; er vergeht nicht, er wird nicht alt und stirbt nie, er ist ewig und ohne Ende; — wir müssen ihn anbeten, seinen Namen anrufen: wie bist du so gut, so groß, o Woold, o Woold, o Woold *)!

Die Vermuthung, daß hier von einem Gott die Rede sey, meint Hr. v. M., wird dadurch schier zur Gewissheit, daß ein großer Wald zwischen Hannover und Preussisch Minden noch jetzt der Wold heist: ja das deutsche

*) So ungefähr wird ein Dorfpfarrer am Erndtefest seine Zuhörer von den Eigenschaften Gottes unterhalten.

Wort Wald scheint von diesem Gott, so wie Hain von Hanus herzukommen.

Wahrlich es gehört eine Art von Verücktheit dazu, die allenthalben Götter gewahr wird, um so zu argumentiren. Würde nicht jeder vernünftige Leser über die obenerwähnten Facta etwa, wie folgt, geurtheilt haben? Die erwähnte Ceremonie ist eine Freudenbezeugung über die glückliche Vollendung der Erndte; jetzt hat man neuen Vorrath, man kann die Reste des alten daher wegwerfen. — Volksgebräuche entstehen bisweilen auf eine unbegreifliche Art: Einer, der sich klug dünkt und der auch von Andern dafür gehalten wird, führt dies ein, ein andrer setzt jenes hinzu; mit Einem Male ist es da und der wahre Ursprung wird vergessen. Peter z. B. ist in fremden Län-

dern gewesen, wo er die Sitten und Gebräuche anderer Völker gesehen und kennen gelernt hat; in seiner Heimath führte er sie verstümmelt und verändert ein. Die Gewohnheit bleibt, bis sie von einer neuen verdrängt wird. Man muß daher nicht immer an das graueste Alterthum oder an die Heidenzeit denken. Die angeführte Ceremonie kann auf einem andern Aberglauben beruhen oder mit ihm in Verbindung stehen; z. B.: das Volk glaubt, daß in der gedachten Gegend ein Geist haust, den es auf diese Art versöhnen will. Hievon müßten sich wohl nähere Spuren entdecken lassen; aber man braucht auch deswegen nicht bis in die heidnische Vorzeit zurückzugehen. Das Meiste in dem Aberglauben des großen Haufens muß aus dem Christenthum, oder dem

Orient, oder auch aus Zufällen, die vergessen worden sind, erklärt werden.

Was das Wort Wold betrifft, so ist es ja unmöglich auszumachen, ob es ursprünglich so gelautet habe. Ich vermuthete, es heiße wohl; etwa, es ist wohl gethan, wohl vollendet, wohl uns! Es aus dem Friesischen zu erklären, ist wenigstens etwas weit hergeholt: wenn ich zwanzig Wörterbücher von allen Sprachen zusammenschleppte, und fände in einem malabarischen einen ähnlichen Laut, der etwa den Hohen bezeichnete, und wollte nun diese Entdeckung auf vorliegenden Fall anwenden, was würde man sagen? So leicht machen es sich gewisse Sprachgelehrte! — —

In dem Liede endlich, woraus eine Gottheit hervorsehn soll, seh' ich nichts

als fromme christliche Ideen, die übel verbunden sind. Hier entsteht erstlich die Frage, ob es uns unverändert vorgelegt ist? Der Kritiker kann wenigstens mit dem größten Recht daran zweifeln; wir wollen es aber annehmen, und dann dringt sich uns zuerst die Bemerkung auf: daß ein Lied, das ursprünglich in einem jetzt durchaus unverständlichen Dialect abgefaßt war, von dem Volke selbst unmöglich in so genau passende Reime übersetzt werden konnte! Mir wenigstens ist kein ähnliches Beispiel bekannt: es hat auch eine Voraussetzung der Art nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Es ist ferner die Idee von der Wohnung der Gottheit im Himmel, dem Geist der alten germanischen Religion ganz zuwider: hiemit verbinde man die fromme

Zurückführung aller Güter auf die Milde der Gottheit, die biblisch ausgedrückte Idee, daß er nicht geboren sey und nicht altere; und wer kann länger an dem christlichen Ursprung des Stücks zweifeln? Ein poëtischer Bauer hat diese Verse wahrscheinlich zusammengestoppelt, und einige Reminiscenzen aus seinem Gesangbuch dabei angebracht. — Wenn ich Hrn. v. M. Umschreibung, nur mit drei kleinen Veränderungen, einem Leser vorlegte, der von Wold und dem Woldliede nichts gehört hat, würde er nicht ausrufen: wozu dies Fragment einer schlechten Predigt? — Hr. v. M. wird auf alles dies zwar erwiedern: die Völker hatten einerlei Urgottheiten; und da, nach der Verwirrung der Sprachen bei dem Thurmbau zu Babel, die einen hier- die andern dort-

hin zogen, blieben noch Erinnerungen an das eine höchste Wesen, als Alfer, Wisnu, Oromazes u. s. w. übrig, und haben sich auch, Jahrtausende hindurch, in einem alten Liede, das die Bauern im Schaumburgschen singen, erhalten. Aber hier hört aller Streit von selbst auf, und ich kann es füglich überhoben seyn, noch ein Wort darüber zu verlieren.

Was endlich den Wald Wold, diesen letzten entscheidenden Beweis anbelangt, so habe ich schon in meinem frühern Aufsatz erinnert, daß jener Name dem erwähnten Gehölze von den Anwohnern vorzugsweise gegeben sey: so sagen z. B. die nächsten Nachbarn einer Stadt nicht, ich gehe nach Cassel, sondern in die Stadt; die Strandbewohner nicht, ich wohne an der Ostsee,

sondern am Strande oder dem Wasser, u. s. w. Wold heisst im Hochdeutschen Wald. Hr. v. M. Etymologieen von Wold und Hanus können kaum einem Philologen des siebzehnten Jahrhunderts vergeben werden, und verdienen keine ernsthafte Rücksicht.

Dafs Hr. v. M. über den alten Zustand Germaniens eben so unwissend ist, als in der historischen Kritik, werden folgende Anmerkungen lehren:

Nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Alten, kannten die Deutschen keinen Wein, diejenigen ausgenommen, die ihn von den Römern kauften. Nichts destoweniger behauptete es Hr. v. M., ich wies ihn deswegen zurecht; nun fragt er mich: ob das Wort Traube nicht deutsch sey? Aber weifs er denn

nicht, daß es nicht gerade die Weintraube, sondern überhaupt jede traubenartige Frucht, alle Beeren der Art bezeichnet? — Keiner, der deutsch versteht, nennt Vorrathshölen oder Gruben in der Erde große Speicher. An ein gemeinschaftliches Einernnten, wie die obenbeschriebene Ceremonie voraussetzt, läßt sich bei den alten Deutschen gar nicht denken. Dies ist der Streitpunkt. Das Sammeln wildwachsender Beeren, Holzäpfel, u. d. g. verstattet keinen Gebrauch der Art. Ob die alten Deutschen schon Sensen kannten, ist gleichfalls noch unausgemacht. Das Wort beweist nichts. Es heißt plattdeutsch Seise und kommt von einem verlornen Stammwort, das sich noch im Mittellatein. *sasiare*, im Englischen *to seize* und im Französischen

saisir erhalten hat, und überhaupt wegnehmen, ergreifen, anzeigt.

Hr. v. M. macht, in der Freude seines Herzens, den Wold zum Universalgott, zum Gemahl der Hertha (siehe darüber unten), und vielleicht gar noch zu andern Dingen! das heisst doch bündig und consequent geschlossen!

6) Ich hatte diesen Wold eine überflüssige Person in unserer Mythologie genannt, und über diese Aeusserung erbittet er sich eine Erläuterung in meiner künftigen Aesthetik. Wenn Hr. v. M. mit Gründen darthun konnte, die alten Deutschen haben nur einen Gott Wold verehrt, so wäre diese neue Angabe zur Religionsgeschichte allerdings Dankes werth gewesen; jetzt aber, da er ein Hirngespinnst aufstellt, und es nicht bloß für ein historisches Factum,

sondern für eine Bereicherung der germanischen Mythologie zum Gebrauch des Künstlers ausgiebt, konnte ich sagen: die deutsche Mythologie würde dadurch nur eine überflüssige Person gewonnen haben; d. h. die Prädicate, die diesem Gott nach Herrn v. M. zukommen, sind von der Beschaffenheit, daß der Künstler gar nichts mit ihnen anfangen kann. Daß er diesen Gesichtspunkt gehabt hat, beweist seine Abhandlung, so wie diese Frage; und in seinen Göttern Thuis-
kon's heißt es gar:

Goldner lacht ihm jede Frucht entgegen,
Die der milde Segen Wolds gereift *).

Herr von M. wird wahrscheinlich auch durch diesen Aufsatz nicht von seiner Meinung zurückkommen, er mag also

*) Bardenalmanach, S. 12.

im Glauben an Wold sterben und selig werden, seine Ruhe will ich nicht stören; übrigens halte ich mich überzeugt, daß das unbefangne Publikum keinen Anstand nehmen wird, wenn es entscheiden soll, wer von uns Beiden Recht hat.

7) Die zweite Gottheit, die Hr. v. M. hervorgebracht hat, nennt er Ostar. Er spricht zuerst von den Osterfeuern, die sich noch erhalten haben und worin schon Viele vor ihm einen heidnischen Gebrauch gesehen haben. Sollten aber diese Osterfeuer nicht aus dem Katholicismus abzuleiten seyn? Die Ver ehrer des Heidenthums freilich, die selbst im indiculus superstitionum Spuren vom Frohnleichnamsfest zu finden wissen, werden damit nicht zufrieden seyn; aber es ist ausgemacht, daß in

den Zeiten des Papstthums eine Menge der sonderbarsten Gebräuche, die in den verschiedenen Ländern ganz eigenthümlich modificirt waren, beobachtet wurden, und die jetzt auch in ganz katholischen Staaten abgeschafft, wenigstens gemildert sind. Der Ursprung derselben ist lediglich in dem Eigennutz der Geistlichkeit, der Unwissenheit der Laien, und einer falschen Auslegung und Anwendung der Religionsbücher zu suchen. Wer eine Reihe von Belegen zu dieser Behauptung zu lesen wünscht, den kann ich auf folgendes, auch in Hinsicht auf das Sprachstudium und die Geschichte der Sitten merkwürdige Denkmal verweisen: Etlike Stücke, wo idt vormals im Pawestdome mit dem Gadesdenst thom Stralsunde gestahn — dörch Her Franz Wes-

sel, Bürgermeister thom Sunde.
1550. Ich habe es nach einer alten Handschrift mit Anmerkungen, in meinen Pommerschen Denkwürdigkeiten, Bd. I. Heft 2, S. 163. und Heft 3, S. 300. herausgegeben. Nur eine Stelle sey mir erlaubt daraus (S. 182) herzusetzen:

„Vam Pascheavend. Nu den Pascheavend efte (oder) den Sonnavend Morgen) wile Christus de Helle thobraken und den Düwel darut geveget, hadden se Thoflukt in de Kerken, dar was ein Geleide vör se und alle Bösewichte, dar makede man ein groth Vür up dem Kerkhof an de Süder Side, dar drogh alle Mann Holt tho, so dat de Düwel menede, man wolde dar eine nye Helle maken, dar wyede man dat Vür woll lenk, denn eine Stunde.“

Wenn aber auch die Osterfeuer heid-

nischen Ursprungs wären, da sie sehr wohl eine christliche Freudensbezeugung über dieses wichtige Fest seyn können *), so sehe ich die Ursache nicht ein, warum sie gerade eine religiöse Beziehung gehabt haben sollen; und noch abentheuerlicher ist der Schluss, daß sie zur Ehre eines Gottes Ostar lodern. — Daß die Herren Pastoren dagegen predigen, thut nichts zur Sache: nichts ist gewöhnlicher, als daß Halbgelehrte in der Ferne suchen, was in der Nähe liegt. Sie leiten die Osterfeuer von den blinden Heiden her, um ihre Erfahrung in den Antiquitäten zu beweisen. Alle meine Leser haben wahrscheinlich viel von ei-

*) Daß sie gerade am letzten Ostertage angezündet werden, scheint anzuzeigen, daß das Volk gleichsam den letzten und höchsten Beweis seiner Freude bis auf den Schluss des Festes spare.

ner Stadt Vineta und ihrem Untergange gehört: es ist ausgemacht, daß auf Uesedom nie eine solche Stadt existirt hat, aber die Schiffer und Fischer jener Gegend berichten die Geschichte so, wie sie im Albert Cranz steht, und sagen, ihre Väter hätten sie ihnen erzählt. Wer sieht nicht ein, daß diese Tradizion etwa durch einen Pastor oder einen Reisenden unter das Volk gebracht sey? —

8) Daß die heidnischen Deutschen einen Gott Ostar verehrt haben, beweisen nach Hrn. v. M. folgende Zeugen:
1) „Herr Pfarrer Paulus zu Möllenbeck, ein sehr gelehrter Forscher und ein Freund des Hrn. v. M.“ Ich kenne ihn nur aus Meusels gelehrtem Deutschlande als Verfasser einiger ökonomischen und die Geschichte seines Wohnortes erläuternden
Schrif-

Schriften. In dem Briefe an Hrn. v. M. zeigt er sich als einen schlechten Kritiker, und einen Theil seiner Nachrichten hat er aus Arnolds Abhandlung von den Wochengötzen genommen. 2) „Favator. L. I. p. 62.“ So schreibt und citirt Hr. v. M. Da schlage nun Einer nach! Wahrscheinlich meint er, oder der Schriftsteller, dem er diese Citation nachschreibt, die Ehre des Herzogthums Crain — von Johann Weichard Favator, Freiherrn (Laybach 1689, Fol.). Dieser hat an der angeführten Stelle folgende Worte: „Es beglaubt auch Beda, daß besagte Sachsen auch eine Göttin gehabt, Namens Eäster oder Aestar, welcher man im April geopfert, daher sie auch diesen Monat den Easter-Monat geheissen; massen auch noch heut zu Tage die Osterfeyertage von den Eng-

ländern Eastertime genannt werden.“

3) „Dolle Bibl. hist. Schaumb. S. 418-428.“

Dieser Mann war Doktor der Theologie und Schaumburgischer Superintendent;

er starb 1758. Hr. v. M. führt aus dem

Buche desselben ein abgeschmacktes Mähr-

chen an, dessen Unwahrheit gleich in

die Augen springt, und das ein unwis-

sender Pfarrer oder ein Küster ersonnen

hat, um ein Gemälde, wovon die Be-

deutung verloren gegangen war, zu er-

klären. Dolle erwähnt eines Altars des

Hercules. Hr. v. M. macht dabei folgen-

de Anmerkung: „Wahrscheinlich war

dieser Hercules entweder Wodan, Thor,

oder auch Irmasul; am wahrscheinlich-

sten aber Hertha selbst.“ Sollte er wohl

in seinem Leben von einem Dinge ge-

hört haben, das man — Logik nennt?

Darauf versucht er eine Erklärung des

Mährchens aus Dolle, die wenigstens possierlich genug ist; aber zugegeben, daß die Hertha je auf Rügen verehrt ward *), so ist es doch außer Zweifel, daß zu der Zeit, wovon Dolle spricht, keine Spur mehr von ihr vorhanden war, sondern daß auf Rügen sowohl, als in Pommern allenthalben, slavischen Götzen geopfert ward. — Zu dem Namen Hercules soll Dolle durch das H - E - R in Hertha veranlaßt worden seyn. Welche Voraussetzungen! — Wenn Autoritäten dieser Art gelten sollten, was würde sich dann nicht alles, besonders in der Germanischen Religionsgeschichte, beweisen lassen!

*) Freilich läßt es sich à la Münchhausen un- widersprechlich darthun, denn es finden sich alte Lieder und alte Sagen. Es ist nur der böse Umstand, daß wahrscheinlich von jeher Slaven hier ihre Heimath hatten.

9) Im 15ten Jahrhundert ist im Schaumburgschen Hauptgebirge, dem Sündel oder Hohnstein, ein Stein oder eine grofse irdene Scherbe, mit Figuren und Runschrift gefunden worden. Eine auf Holz gemalte Abbildung davon fand sich in der Rüst- oder Rumpelkammer einer der Münchhausenschen Burgen wieder. Eine Copie derselben ist in einem Kupferstich der 2ten Abtheilung des dritten Bandes von Braga und Hermode beigefügt. Der Kritiker wird hiebei folgende Fragen aufwerfen: Wo ist das Original hingekommen? Wie ist es mit der Copirung bewandt? Wer in der Geschichte der Archäologie nicht ganz unerfahren ist, wird wissen, daß die Antiquare mehr als einmal Inschriften und Denkmälern eine Deutung gegeben, und ihre Abbildungen nach die-

ser Deutung so modificirt haben, daß Niemand daran hat zweifeln können, bis die Ansicht des Urwerks selbst ganz andere Aufschlüsse gegeben hat. Wir wollen aber die Untersuchung dieser Fragen dahin gestellt seyn lassen, und bei der Betrachtung des abgebildeten Stückes stehen bleiben. Die Figuren sind: ein menschenähnliches Wesen, eine Kugel, von der unterwärts Striche herablaufen, und ein Hufeisen. Viele haben die Kugel für eine umgekehrte Bombe gehalten. — Hr. v. M., der allenthalben Götter erblickt, hält die Bombe für die Sonne, das Hufeisen für den Mond, und die Figur für — einen Götzen. Die Hauptfigur soll nach ihm eine Frauensperson seyn; mir scheint es aber, als stelle sie einen Mann mit einem Brustharnisch vor. Das Gesicht, meint Hr. v. M., kann man

übrigens eben so gut für einen — Ochsenkopf, als für ein menschliches Antlitz halten. Er läßt sich darauf in eine gelehrte Untersuchung über die Identität Ostars und der Syrischen Astarte ein, worüber ich mich nicht äußern will. Unten und oben sind einige Charaktere, die Hr. v. M. für Runen ausgiebt. Es ist ihm auch gelungen sie zu lesen, und wenigstens hat er Ostar und Oste herausgebracht. Herr Regierungsrath Reynitsch hält die Inschrift für angelsächsisch, hat sie gelesen und übersetzt; Gräter meint, sie sey nordisch, da die Buchstaben offenbar nordisch sind. Wenn dies Letztere zugestanden wird, so sind sie aus einer sehr späten Zeit, denn die alten runischen Inschriften sind selten in gerader Linie; auch sind sie nicht punktirt, welches der Fall mit der vor-

liegenden gewesen ist, wie noch ganz deutlich aus dem Kaun in der obern und untern Reihe zu ersehen ist. Mehrere von diesen Zeichen sind gar nicht zu deuten. Thorlacius gab bei einer andern Gelegenheit eine Erklärung, die auch hier äußerst passend ist: „Obgleich die meisten von diesen Charakteren unverkennbar nordische Runen sind, und zwar von der gewöhnlichen Gattung, so wird es doch schwer seyn, aus ihnen eine zusammenhängende Meinung heraus zu bringen: theils weil ein Theil der Buchstaben gänzlich fehlt, und ein andrer so verwischt und unleserlich ist, daß kaum die allgemeinen Grundzüge kenntlich sind; theils weil hier nicht runische Zeichen vorkommen *).“

Aus diesen Bemerkungen erhellet, wie

*) Skandinavisk Museum, 1800, IV, S. 12.

voreilig es ist, aus jenem Stein die Existenz einer deutschen Mondgottheit herzuleiten. Wie viele Einwendungen bleiben dem Kritiker in Hinsicht des Denkmals selbst zu machen übrig! Hr. v. M. bestimmt nicht einmal, was es gewesen ist; er nennt es einen Stein (etwa ein Leichenstein?) oder eine thönerne Scherbe; die genaue Bestimmung dieses Punktes ist aber von der äußersten Wichtigkeit. Das hohe Alter des Monuments ist eben so wenig verbürgt, als sein deutscher Ursprung. Was hatte es für eine Bestimmung? Wir finden nicht, daß die alten Deutschen ihren Göttern Votivtafeln aufgehängt haben; es gleicht auch keinem zur Anbetung aufgestellten Idol. — Mir scheint das ganze Ding nichts mehr und nichts weniger, als das mißgerathene Probestück eines ungeübten

Künstlers aus dem Mittelalter, der einige Figuren zeichnete, ohne sie zu vollenden. Er hatte vielleicht gar die Absicht, ein altes Götzenbild darzustellen; denn schon die ältesten Schriftsteller, die das deutsche Alterthum zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht haben, reden und träumen von einer Mondgöttinn, die sie mit Hörnern oder mit Hundsohren abbilden *). Die vorgeblichen Runen sind vielleicht bloße Versuche zu lateinischen oder deutschen Buchstaben, ohne Sinn und Verbindung. — Eine solche Vermuthung ist wenigstens weit wahrscheinlicher, als Herrn von Münchhausen's Deutung, die allen Grundsätzen der Kritik, dem germani-

*) S. Arnold von den deutschen Wochengötzen, S. 18. Schedius de diis Germanorum, ed. 2da. S. 745.

schen Alterthum und allen Nachrichten von der Religion der Deutschen zuwider ist. —

10) Zum Beschluß dieser Abhandlung sey es mir vergönnt, die Nachrichten von der O s t e r a überhaupt kürzlich zu prüfen. Herr Flügge (in Stäudlin's Beiträgen zur Philosophie und Geschichte der Religion und Sittenlehre, Bd. III. S. 225. und Bd. V. S. 96.) hat die Existenz dieser Gottheit, die schon Schüzze verbannt hatte, zu retten versucht. Beda's Zeugniß, (welches Hr. v. M. gar nicht kennt!) ist das einzige aus dem Alterthum, worauf man sich berufen kann, und das auch Herr Flügge zum Grunde legt. Die Stelle steht im dreizehnten Kapitel des Buchs: de ratione temporum, und heist nach einer genauen Uebersetzung: „Esturmonat, der

jetzt mensis paschalis übersetzt wird, hat seinen Namen von einer Göttin derselben (der Sachsen), welche Eostre genannt wurde, und der sie in ihm Opfer brachten; von ihrem Namen haben sie, mit einem gewöhnlichen Wort die Freuden der neuen Feyerlichkeit bezeichnend, die Osterzeit benannt.“ — Dies ist Alles, was wir von der Eostre wissen, von der sich sonst bei keinem alten Schriftsteller irgend eine Spur erhalten hat. Es lassen sich gegen diese Erzählung Beda's manche Zweifel erheben: es ist vielleicht ein bloßer Erklärungsversuch von ihm; er leitet in demselben Kapitel mehrere Benennungen der Monate von Gottheiten ab, da er vermuthlich keine andere Deutung zu finden wufste. Ferner gilt sein Zeugniß nur von den Angelsachsen, die diese Gott-

heit in England oder aus dem Norden haben erhalten können. Adelungs Ableitung des Wortes Ostern von Osten, Aufgang, mit Beziehung auf die Auferstehung des Erlösers, wird daher durch Beda auf keine Weise vernichtet, und vielleicht noch wahrscheinlicher, wenn man sich an das Πάσχα ἀναστασιμον der alten Kirche erinnert.

Es ist ein gewagter und verunglückter Versuch, die Ostera für die Venus zu halten, und beide Gottheiten aus einer Quelle abzuleiten. Woher weiß Herr Flügge, daß der Freitag der Ostera geheiligt war, wie er S. 228 behauptet? „Frigga war das anfängliche Symbol der erzeugenden Erde, und Frey der Gott der Fruchtbarkeit.“ Diese Erklärungen stellt er aus der nordischen

Mythologie auf, zum Beweise, daß er nicht mit derselben bekannt ist.

Gegen seine Behauptung, daß es altsächsische Sitte gewesen sey, Berge und Oerter nach den Namen der verehrten Gottheiten zu benennen, protestiren wir und erbitten uns vorläufig Beweis; nur mag er uns nicht auf Hrn. Carl Heinze's „Sammlung von Oerter- und Städtenamen, in welchen noch die Namen unserer vaterländischen Götter zu stecken scheinen“ *), verweisen. Dieser Verfasser meint, Nürnberg habe seinen Namen von den Nornen, Idstein von Idunna, Locknitz (ein Arm der Fulda im Herzogthum Mecklenburg!?) von Loke, u. s. w.

Alles, was man für die Ostera an-

*) Braga und Hermode, IV.

führt, ist in einem Cirkel eingeschlossen: man setzt das Daseyn einer solchen Gottheit voraus, und führt nun Gebräuche, Benennungen u. s. w. auf sie zurück. Was die Namen von Oertern insbesondere anbetrifft, so ist darzuthun: einmal, ob sie wirklich aus einer alten Zeit stammen, und nicht erst in neuern Zeiten entsprungen sind; zweitens, ob sich nicht andere und wahrscheinlichere Etymologieen ausmitteln lassen. So ist z. B. das Dorf Osterholte bei Bremen so genannt, weil es der Stadt Bremen gegen Osten liegt. Dies ist bei mehrern ähnlichen Benennungen der Fall. Oerter, deren Namen sich auf Horn endigen, heißen deswegen so, weil sie in einer Ecke oder Winkel liegen: im Altdeutschen hatte Horn diese Bedeutung, wie noch jetzt das Schwedi-

sche Hörn; die Ableitung von den beiden Opferfesten üblichen Trinkhörnern ist sehr unwahrscheinlich.

Herr Flügge liefert im 5ten Bande der genannten Beiträge einen Nachtrag zu seinen Untersuchungen, worin er Herrn v. Münchhausen's Nachrichten und Ansichten vom Ostar einer Prüfung unterwirft. — Ueber die Geschichte aus Dolle's hist. Schaumb. urtheilt er beinahe auf dieselbe Weise, als oben geschehen ist, obgleich er zugiebt — dafs in derselben unter dem Mond die Ostera verstanden werde! Uebrigens meint er, dafs die alten Deutschen sich die Ostera unter keinem Bilde vorstellten, sondern ihr blos Wälder und Berge geweiht haben. — Diese Behauptung scheint sich auf die alte, aber ganz unerweisliche Voraussetzung zu gründen, dafs

unsere ältesten Väter keine Bilder von ihren Göttern verfertigten. — Den Stein des Hrn. v M. hält Hr. Flügge für ein slavisches Denkmal; wie man auf eine solche Idee kommen kann, ist mir ungreiflich. —

III.

U e b e r

die Authenticität

der

isländischen Sagen,

als

historischer Denkmäler.

III

Uebor

Die Antiken

ant

islandischen Gegen

die

historie der Dänischen

121

III

Ueber die
Authenticität der isländischen Sagen
als
historischer Denkmäler.

„Isländische Sagen,“ sagt Herr Hof-
rath Schlözer, „sind Büchlein, wie das
Büchlein vom König Dagobert und von
Fortunati Wünschhütlein, die unsre Mäg-
de beim Spinnrocken lesen, aber kein Ge-
lehrter citirt“*). Dieser große Geschichts-
kundige gab schon in der allgemeinen
Nordischen Geschichte, die im Jahr 1771

*) Neuer deutscher Merkur, Nov. 1801. S. 184^r

gedruckt ward, eine ähnliche, fast gleichlautende Erklärung von isländischen Sagen, nur, daß er sie von isländischen Annalen, die er unter die kostbarsten Denkmäler des Mittelalters zählt, unterscheidet *). Schlözer war der Erste, der die Authenticität jener Bücher mit Gründen in Anspruch nahm, obgleich schon vor ihm Leibnitz und Gruber nicht so vortheilhaft, als viele nordische Schriftsteller, von ihnen geurtheilt hatten. Am weitesten und ausführlichsten hat sich Adelung in zwei Abhandlungen, in Becker's Erholungen, 1797, Bd. II. und Bd. IV. darüber erklärt. Wenn er Recht hat, so verdienen auch die besten isländischen Schriftsteller, die selbst Schlözer zu den „kostbarsten Denkmälern des Mittelalters“ zählt, keine Ach-

*) Allg. Nord. Gesch. S. 216.

tung, und das Studium derselben führt gar keine Ausbeute für den Historiker mit sich. Die Kühnheit dieser Sätze, die von einem Manne von anerkannter Gelehrsamkeit vorgetragen wurden, und deren genauere Prüfung, theils der Kenntnisse, theils der Hülfsmittel wegen, die sie erfordert, nur von Wenigen erwartet werden konnte, mußte natürlich ihr Glück machen, und es war vorauszusehen, daß sich Haufen von Nachbetern unter Adelungs Fahne versammeln würden. Erst neuerlich hat ein Däne darauf geantwortet: Nyerup, in einem Schreiben an Olav Worm, über einige Lästerungen gegen die alten nordischen Sagen, in den Erholungen *). Obgleich

*) Skrivelse til Prof. Ole Worm, om noyle Forhaanelser imod de Nordiske Oldsager, i - Erholungen, Skandinavisk Museum, 1802, 3. Heft, S. 16 — 53.

ich in vielen Stücken anderer Meinung bin, so habe ich doch Eins und das Andre von diesem gelehrten Forscher, dessen Verdienste ich in allen Ehren halte, entlehnt; nur scheint es mir, er vertheidige noch einige Sätze, die wir durchaus aufgeben müssen, hole etwas zu weit aus, und bleibe nicht immer bei der Sache. Adelung spricht in dem entscheidendsten Ton von der Welt, und weifs einen Schimmer von Gelehrsamkeit um sich zu verbreiten, der wenigstens blenden muß. Diese Täuschung zu zerstören, ist eine der Hauptabsichten der gegenwärtigen Blätter.

Ehe wir aber weiter gehen und seine ohne Unterscheidung gemachten Einwürfe aufnehmen, müssen wir eine andere minder wegwerfende Erklärung über Sagen vorausschicken. Gegen die Richtig-

keit derselben wird wohl keiner etwas einzuwenden haben; aber es kommt gar viel zur Bestimmung des Urtheils über eine Sache auf den Accent und die Ausdrücke an, in welchen man darüber sprechen hört. Doch hier ist diese Erklärung.

Das Wort Sage bedeutet eine wahre oder erdichtete Geschichte. Es ist aber gewiß, daß die erstere Bedeutung älter ist, und die zweite sich erst durch Mißbrauch der Sache eingeschlichen hat. Es führen die in isländischer Sprache verfaßten Geschichtsbücher diesen Namen; aber man belegt auch Märchen mit demselben, deren Verfasser theils unbekannt sind, theils in sehr späten Zeiten lebten. Es giebt zwar auch eigentliche isländische Annalen, die von den Priestern bei den verschiedenen Kirchspielen angefan-

gen, und von ihren Nachfolgern lange fortgesetzt worden sind; aber auch andere Geschichtsbücher müssen zu dieser Classe gerechnet werden, obgleich sie den Namen Sagen führen, und von Hrn. Adelung den Mißgeburten der zweiten Gattung, die viele Gelehrte allerdings zu hoch geachtet, und, ohne ihren Inhalt zu prüfen, auf guten Glauben angenommen haben, gleichgeschätzt werden *).

Herr Adelung beginnt mit einer Schilderung von Island, worin die Farben so stark aufgetragen sind, daß kein Leser sich wird enthalten können, sie für übertrieben zu erklären. „An den Gränzen der wohnbaren Welt liegt die Insel Island. — Nachdem die Natur ihre Schätze

*) Vergl. Ihre's Gloss. II, S. 488. unter dem Wort Saga.

über den Erdkreis verbreitet hatte, blieb ihr für diese Insel nichts weiter übrig, als — Schnee und ewiges Eis, Feuer-
schlünde und Schwefel, und damit die Verzweiflung ihre schreckliche Hütte nicht völlig daselbst aufschlage, ein wenig Gras.“ Wie kann der Meister des Styls sich eine solche Periode verzeihen? Die erste, die beste Geographie, noch mehr aber Olafsen's und Povelsen's Reisen, hätten ihn lehren können, daß Islands Produkte mannichfaltig, und zum Theil noch unbenutzt sind. Die Jagd, die Viehzucht, besonders der Fischfang, geben ihren Bewohnern Unterhalt und Handlungsmaterialien. Daß das Land in älteren Zeiten besser angebaut, und auch an andern Produkten reich gewesen ist, ist bekannt. — Die Isländer sind nicht mehr wie ihre Väter; eine andere Verfassung

hält sie in ihrer öden Heimath, und führt sie nicht mehr, wie vormals, zu den cultivirtesten Theilen der Erde. Wenn die dänische Regierung diesem Eilande von jeher ihre Sorgfalt geschenkt hätte, so würde der Zustand desselben auch jetzt weit besser und blühender seyn, da ansteckende Seuchen, zuletzt die Blattern, hier auf eine so furchtbare Art gewüthet haben. — Hätte Island so gar nichts seinen Bewohnern anzubieten gehabt, woher entsprang denn die grofse Liebe derselben zu dieser so vernachlässigten Gegend, von der die Natur nur durch ein wenig Gras die Verzweiflung abhielt? Im Mittelalter eilten die Isländer aus Neugierde, aus Liebe zum Gewinn und zum Ruhm in die entlegensten Länder, aber immer kehrten sie zurück in ihre Heimath *),

*) Schlözer Allg. Nord. Gesch. S. 571.

denn das festeste der Bande

ist der Trieb zum Vaterlande! —

Die Skandinavier waren, nach der Aeu-
ßerung desselben Verfassers, eins der ro-
hesten, wildesten und grausamsten Völ-
ker in ganz Europa, welches in der Cul-
tur so tief unter dem Deutschen stand,
als dieser unter seinem südlichen Nach-
bar, und vielleicht nur noch die Slaven
und Finnen hinter sich sah, ein Volk,
welches fast ein ganzes Jahrtausend vom
Raube lebte, sich auf seinen Raubzügen
an unschuldigen und wehrlosen Perso-
nen der unmenschlichsten Grausamkeiten
schuldig machte, und sich dabei mit den
abscheulichsten Menschenopfern besudel-
te. — Diese Schilderung der Skandina-
vier ist allen zuverlässigen Nachrichten
eben so sehr zuwider, als seine Beschrei-
bung von Island. Es findet sich unter

ihnen ein höherer Grad von Cultur, als bei den Deutschen. Der Krieg gehört unter die Mittel, wodurch sie gebildet werden konnten: zu wie manchen Erfahrungen und Beobachtungen mußten sie nicht durch die Schifffahrt veranlaßt werden! Adam von Bremen rühmt so manche menschliche Tugend von den Sveden; auch Rimbert erzählt nichts, was zu einer solchen Verlästerung Veranlassung giebt; und in welchen rühmlichen Ausdrücken spricht nicht Stelnoth von den Dänen? Eine allgemeine Sage behauptet freilich, daß die Skandinavier ihren Göttern Menschenopfer gebracht haben; allein es ist sehr wahrscheinlich, daß die christlichen Priester diese Beschuldigung nur ersonnen haben, um den Abscheu vor den heidnischen Gräueln auf Thatsachen zu begründen *). Es

*) S. meine Schwed. Geschichte, Bd. I. S. 40.

ist also durchaus unerwiesene Voraussetzung, was Adelung aus der physischen Beschaffenheit Islands und dem Culturzustande der Skandinavier in Hinsicht der Streitsache a priori zu schliessen sich berechtigt hält.

Betrachtet man nun die bessern isländischen Sagen selbst, z. B. Are, Snorre und andere dieser Klasse, so ist ganz offenbar, daß sie in den ältesten Zeiten Dichtungen enthalten, die zum Theil von andern Völkern, besonders aus England entlehnt sind. Ich halte mich aber auch überzeugt, daß die gedachten Verfasser diese Dichtungen schon vor sich fanden, denn ihre Tendenz ist politisch; die ersten Religionslehrer verbanden sie mit schon vorhandenen Volkssagen, theils um den Königen eine Geschichte zu schaffen, theils um gewisse neue Einrichtun-

gen, die dem Volkscharakter geradezu entgegen waren, durch die Vorstellung einen leichtern Eingang zu verschaffen, daß sie schon in der heiligen Vergangenheit, bei den verehrten Alvordern gegolten hätten *). — Ein altes Geschlecht zu haben, war überhaupt der nordischen Ehrsucht schmeichelhaft. Are der Weise leitet seinen Ursprung bis auf einen Sohn Odins (nicht, wie Adelung sagt, den Vater desselben), Yngue, zurück, und Snorre kommt gar bis auf Adam. Daher ist es eine ganz vergebliche Mühe, etwa durch Annahme der von Herodot, Newton und Andern aufgestellten Geschlechtsfolgekreise, Chronologie in diese Sagen bringen zu wollen.

Aber zwei Sätze scheinen mir unwidersprechlich aus dieser Ansicht zu fol-

*) S. meine Schwed. Geschichte, Bd. I. S. 17 ff.

gen: einmal, es mußten in der Tradition des Volks gewisse Punkte vorhanden seyn, woran das Neue und Ausländische geknüpft ward, dem es angemodelt wurde, um Interesse zu haben; zweitens, daß das Volk schon vorher für Sagen und Erzählungen Geschmack hatte, weil sie als ein Vehikel benutzt wurden, um ihm Lehren mitzutheilen. Denn bei welchem andern Volke, das so spät zum Christenthum bekehrt wurde, findet sich diese sonderbare Erscheinung? Daß alle Erzeugnisse der isländischen Literatur erst lange nach der Einführung des Christenthums entstanden sind, wie Adelung, II, S. 123 sagt, ist eine historische Unwahrheit, die seine eigenen Angaben widerlegen *). Die nordischen historischen Dichtungen haben einen eigenthümlichen

*) Nyerup, S. 27.

Charakter, und durchaus sind Thatsachen aus dem vaterländischen Alterthum in sie verwebt, die durch die Ueberlieferung erhalten waren. Dafs sich aber eine Begebenheit durch die Tradition fortpflanzen kann, scheinen folgende Gründe unwidersprechlich zu beweisen *):

1) Es ist natürlich, dafs gerade bei gebildeten Völkern, die die zuverlässige Hülfe der Schrift haben, Niemand sich Mühe giebt, die Sagen der Alten aufzubewahren; es ist aber auch thöricht, anzunehmen, dafs das Detail historischer Ereignisse sich viele Jahrhunderte hindurch, gewifs und ohne Veränderung, erhalten könne. Der Theil der isländischen Sagen, der die allerältesten Zeiten, bis gegen das 9te Jahrhundert enthält, ist

*) Vergl. eine kleine Abhandl. von mir, im neuen teutschen Merkur, Jun. 1802. S. 109.

ist als Geschichte auch ganz unzuverlässig. Dies ergibt sich aus der oben angegebenen Bestimmung ihres Zwecks, ihrer innern Unwahrscheinlichkeit, und den Widersprüchen, worin sie so oft mit sich und allen andern Denkmälern aus jener Zeit stehen. Es ist unmöglich, sie in dieser Hinsicht zu vertheidigen. — Dafs aber das, was von den Sitten und der Religion in ihnen vorkommt, wahrhaft sey, läfst sich leicht begreifen; ein Umstand kann vergessen werden, aber Erinnerungen aus dem Alterthum überhaupt erhalten sich. Nach den Nachrichten, die Snorre von seinen Gewährsmännern ertheilt, waren einige derselben selbst Heiden. Sehr lange bestand die alte Religion im Norden neben dem Christenthum, und war noch nicht ausgerottet, da er schon Schriftsteller erhielt.

2) Liebe für ihr Volk und ihre Vorfahren ist den nordischen Nationen eigenthümlich. Es ist noch nicht lange, daß sich der Patriotismus wider den Verwegenen empörte, der zu läugnen wagte, daß Skandien die Degenscheide der Völker und das Vaterland der Gothen gewesen sey. Es läßt sich daher begreifen, daß die Normänner Erzählungen von ihren Ahnen liebten, und man kann auch voraussetzen, daß diese Vorliebe sie zu mancher Uebertreibung und Verschönerung veranlafste; es ist aber auch aus eben diesem Grunde zu vermuthen, daß sie bald die Mittel angewandt haben werden, die sie kennen lernten, um die Thaten der Väter zu bewahren. Auch deswegen läßt sich für die Wahrheit des Details der isländischen Sagen nicht streiten. Ihr Werth beginnt mit den Zeiten, denen

ihre Verfasser nahe waren. Hier ist ihr Nutzen groß und unverkennbar. — Zum Beweise der bis jetzt vorgetragenen Sätze, führe ich noch den merkwürdigen Umstand an: daß die Nachrichten, die sie enthalten, in den spätern Zeiten immer dürrer und minder wunderbar werden.

3) Daß das Gedächtniß sehr vieles bewahren kann, beweisen Wolf's entscheidende Untersuchungen in den Prolegomenen zum Homer. Es würde freilich lächerlich seyn, alles, was von der griechischen Literatur gesagt wird, auch ohne Unterscheidung auf die skandinavische anzuwenden; aber mit gewissen Modificationen treffen die allgemeinen Grundsätze dieses unvergleichlichen Philologen auch auf die nordischen Sagen zu.

Was darf nun der Historiker von denselben erwarten? wie kann er sich ihrer

bedienen? Die Antwort wird ungefähr in folgenden Sätzen eingeschlossen seyn: ihre Verfasser sind in den ältern Zeiten eben so leichtgläubig, als die übrigen Chronikanten des Mittelalters; sie haben dieselben Ansichten, dieselben Vorurtheile, wozu noch gewisse besondere Veranlassungen kommen, die sie zur Dichtung dieses oder jenes Umstandes bestimmten. In den spätern Zeiten werden sie zuverlässiger. Die freie aristokratische Verfassung, die in Island eingeführt war, veranlafte die Einwohner dieses Eilandes, besonders die Angesehenen, sich um die Geschichte zu bekümmern. Die allgemeine Neigung, die das Volk für Erzählungen hatte, erzeugte überdies Achtung für diejenigen, die sie vorzutragen wußten, und sich damit beschäftigten. — Es ist wahr, sie hatten ei-

nige fremde Hülfsmittel; allein Snorre scheint sich ihrer wenig bedient zu haben. Denn, soviel ich mich erinnere, führt er sie nicht an, obgleich er seine einheimischen Quellen, nicht nur in der Vorrede, sondern auch an andern Stellen genannt hat. Die Einrichtung dieser Sagen ist ganz originell; denn wo findet man in der Literärgeschichte Historien, die als Muster der Heimskringla angesehen werden könnten? Uebrigens fehlt es auch ihren Verfassern, wie allen ihren schreibenden Zeitgenossen, an Kritik; sie schreiben ihre Vorgänger geradezu ab, ohne an Vergleichung und Beurtheilung des größern oder geringern Zutrauens, das der Gewährsmann verdient, zu denken.

Aus diesen Bemerkungen ist offenbar, daß die Verachtung, womit einige Ge-

lehrte von den Sagen im Allgemeinen und ohne Unterscheidung sprechen, unbillig ist und nicht gerechtfertigt werden kann. Dafs ihre innere Unwahrscheinlichkeit so auffallend grofs sey, ist eine unerwiesene Behauptung; was Adelung darüber sagt, wird durch die Lectüre der bessern Sagen am besten widerlegt. Dafs sie übertreiben, dafs sie mancher Begebenheit einen Anstrich vom Wunderbaren zu geben suchen, läfst sich nicht läugnen; allein wo sind die Schriftsteller in jener Zeit, die sich dieses Fehlers nicht schuldig machen? Man mufs daher beim Gebrauch der alten isländischen Sagen vorsichtig verfahren; allein man lernt bald gewisse Regeln und Caute-
len, wodurch das Wahre sich so ziemlich ausmitteln läfst. Wie mancher helle Blick, wie manches verständige

Urtheil findet sich übrigens nicht in ihnen! —

Dies ist die Ansicht über die isländischen Sagen, zu der mich längere Bekanntschaft mit der nordischen Literatur geführt hat; sie weicht eben so weit von der gänzlichen Verwerfung der einen, als der blinden Annahme der andern Parthei ab. Ich habe hier blos von den historischen Denkmälern der Isländer und ihrem Werthe geredet; man wende diese Bemerkungen daher nicht auf die Mährchen und Romane an, die nicht selten mit jenen in Eine Klasse geworfen sind. Was die mythischen Sagen betrifft, so bin ich völlig überzeugt, daß sie neue Erzeugnisse sind, und daß die ältere sowohl als die jüngere Edda, viele fremde und christliche Ideen enthalten, denen blos ein nordisches Colorit gegeben ist.

Es würde mich weit über die engen Grenzen dieser Blätter hinausführen, wenn ich die nordischen Sagen selbst kritisch beurtheilen, und auf diese Art ihre Rechtfertigung versuchen wollte; nur auf die Haupteinwürfe, die man gegen die besten von ihnen insbesondere gemacht hat, sey mir vergönnt, ein Paar Worte zu erwiedern.

Are der Weise — mit dem Beinamen Frodi scheinen die Normänner sehr freigebig gewesen zu seyn — schrieb eine Geschichte; er legte sie einigen seiner Freunde zur Beurtheilung vor, und diese sollen ihm gerathen haben, „den ganzen Plunder von Geschlechtsregistern und Leben der Könige wegzuwerfen, und nur das aufzunehmen, was einige Zuverlässigkeit habe.“ Hier aber versteht man den Schriftsteller offenbar unrecht; denn

Are sagt ausdrücklich: „jenen Männern habe geschienen, daß einiges sich so verhalte, aber einiges noch hinzugefügt werden müsse: er habe daher dem Buche die gegenwärtige Gestalt gegeben, die Genealogie *) und die Biographien der Könige weggelassen und dasjenige hinzugesetzt, was er nachher erfahren, und in diesem Buche ausführlicher als in dem erstern erzählt habe.“

Die Zuverlässigkeit des Norwegers Theodorich erhellt aus jeder Zeile seiner Chronik; Herr Adelung kann sie auch geradezu nicht verdächtig machen, obgleich er nicht unterlassen hat, eine Aeu-

*) Landfedgatal. Eine solche Genealogie, deren Grundstoff wahrscheinlich aus England stammt, findet sich schon früh im Norden, war, wie es scheint, vor Are vorhanden, und dient den ältern nordischen Geschichten durchaus zur Grundlage. Sie geht von Noah bis auf Priamus u. s. w. —

fsierung dieses Schriftstellers so darzustellen, als wenn er selbst an der Wahrheit seiner Geschichte gezweifelt habe. Theodorich sagt: daß die Authenticität seiner Erzählungen von denjenigen verbürgt werden müsse, auf deren Bericht er seine Anzeichnungen gemacht habe; er erzähle nicht, was er gesehn, sondern was er gehört habe. — Wer kann einem Geschichtschreiber ein Geständniß der Art zur Last legen, oder gar daraus folgern, daß er selbst seinen Quellen nicht recht traue? Eben so wenig läßt sich nach dieser Stelle behaupten, daß Theodorich keine geschriebene, sondern blos mündliche Nachrichten benutzte. —

Seinen Hauptbeweis gegen Are's und Theodorich's Glaubwürdigkeit hat Adeling von einem — Schreibfehler genommen. Auf diesen Grund legt er ein so

großes Gewicht, daß er sogar Zweifel erregt, ob es überhaupt einen Harald den Schöngedaarten gegeben habe, u. d. m. — Von der Chronik Theodorichs sind nur sehr wenige Handschriften vorhanden gewesen; in Dänemark fand sich keine davon, sondern der bekannte Philolog Kirchmann hatte sie in Lübeck gefunden, und sein Enkel gab sie zuerst zu Amsterdam 1684 in 8. heraus. Es läßt sich hieraus leicht erklären, wie sich ein Schreib- oder Druckfehler von der Art, wie der folgende, einschleichen konnte; denn die Herausgeber waren mit nordischen Dingen unbekannt. Are setzt Island's Bevölkerung und Harald des Schöngedaarten Regierungszeit ins Jahr 870, Theodorich hingegen ins Jahr 1052. Dies ist freilich wahr, denn in dem gedruckten Büchlein des letztern steht im ersten Kapitel: anno

millesimo quinquagesimo secundo. Dafs der Verfasser octingentesimo geschrieben hat, und jene falsche Leseart aus Versehn und Unwissenheit entstanden ist, erhellt unwidersprechlich aus dem neunzehnten Kapitel, wo von Olav dem Heiligen, einem Nachkommen Herald's, gesagt wird, dafs er im Jahr 1029 umgekommen sey. Diese Bemerkung hat schon Herr von Suhm gemacht *). Wie ein grosser Kritiker ein so nichtswürdiges Argument so ausserordentlich hervorheben kann, ist wirklich auffallend.

Was Herr Adelung im Allgemeinen vom Saxo sagt, ist wahr, aber nur in den ältern Zeiten. Dafs sich von den von ihm benutzten Sagen gar nichts erhalten haben soll, ist ganz unerwiesen; ich be-

*) In seiner Ausgabe Theodorich's, in Langebeck script. rerum Dan. T. V. S. 514.

merke nur, daß im *Vegtams quida* *), Lied vom Wanderer, schon der Stoff der Geschichte enthalten ist, die er S. 44 ff. (nach der Ausgabe des Stephanius) ausführlich von Odin's Rache wegen des getödteten Balder erzählt. Saxo schmückte, um seine Kunst im Styl und in der Darstellung zu zeigen, viele Begebenheiten aus.

Nun läßt Herr Adelung Snorre auf den Platz treten, um sich an den verehrten Manen zu versündigen. Snorre sagt: „Obgleich uns die Wahrheit nicht völlig bekannt ist, so wissen wir doch zur Rechtfertigung der Sagen, daß alte und erfahrene Männer sie für wahr gehalten haben.“ Wer isländisch versteht und den Zusammenhang dieser Worte betrachtet, wird nicht auf den Gedanken fallen, daß Snorre selbst daran gezweifelt habe; um so we-

*) Edda *Saemundar*, 9. 233.

niger, da er bald darauf sagt: „wir nehmen alles für wahr an, was in den Liedern von ihren (der Könige) Fahrten und Fehden gefunden wird. Dafs Snorre angiebt, er habe sein Buch zum Vergnügen geschrieben, läfst sich, meines Erachtens, gar nicht als Argument wider ihn gebrauchen; denn muß Alles, was zum Vergnügen gereichen soll, erdichtet seyn? — Schöning und andere nordische Geschichtsgelehrte verfahren in ihrer Zeitbestimmung nicht willkührlich; denn schon seit Wilde legen sie Geschlechtsfolgekreise zum Grunde; obgleich, wie schon oben erinnert ist, auch dieses Verfahren von der Kritik nicht gebilligt werden kann. Es scheint, als wenn Adelung bisweilen vorsätzlich Gelegenheit sucht, um Snorre eins anhängen zu können: so beschuldigt er ihn, er spreche schon hundert

Jahre vor Christi Geburt von Römischen Kaisern; allein Snorre sagt blos: Höf-
dingiar Rumveria, das heisst, Römischen
Feldherren oder Imperatoren *). Endlich
will er gar die ungeheure Behauptung
wahrscheinlich finden: Snorre habe die
ganze Heimskringla in den langen Win-
terabenden zum Vergnügen erfunden.
Man darf nur einige Stellen in dem star-
ken Folianten lesen, um die Ungereimt-
heit eines solchen Ausspruches einzuse-
hen. Die genaue Angabe über den Gang
der Tradition, eine Menge von richtigen
geographischen Nachrichten, so viele Be-
gebenheiten, die durch andere Schrift-
steller und selbst durch die russischen An-
nalen bestätigt werden, sind Gründe, die
mehr Gewicht haben, als ein blofser Ein-
fall. Alles, was Snorre erzählt, ist dem

*) Nyerup, a. a. O. S. 49.

Geist des Nordens so angemessen, daß auch der Gelassenste schwerlich umhin kann, über die Krittelei zu zürnen.

Die witzige Conjectur, die Nyerup äußert, daß die Commission über Arnae Magnaei Legat mit Adelung unter einer Decke spiele, um die isländische Literatur durch ihn zu verrufen, mag er selbst vertreten. Unseres Erachtens liegt das Beste derselben vor des Publikums Augen, und der König würde vielleicht wohl thun, wenn er einen Theil der Einkünfte dieser Stiftung zu einem andern Zweck anwende, nemlich zur Bearbeitung einiger Volksbücher für Island; es würde sehr gut seyn, wenn einige Strahlen deutscher oder dänischer Literatur die Gefilde dieses Eilandes erleuchteten; schon die Dankbarkeit scheint dieses zu gebieten!! —

IV.

U e b e r

die nordische Poesie.

U e b e r
die nordische Poesie.

Zu einer Zeit, wo die poetische Kunst in Deutschland zu einem geistlosen Handwerk herabgesunken war, wo unsere ganze Literatur fast keinen einzigen Dichter aufzuzeigen hatte, dem auch die Nachwelt classisches Ansehn zugestehen wird: zu einer solchen Zeit war es natürlich, daß gute Köpfe über die Kraft, die Fülle und die Lebendigkeit, die sie in den Werken der Griechen, Spanier, Italiäner und Engländer wahrnahmen, erstaunen

mußten. Eine pedantische Philosophie, die auch das Gebiet des Schönen mit ihren Schranken einzuschließen suchte, eine fade und von aller Energie entblößte Moral, und die Convenienzen einer geschmacklosen und barbarischen Verfeinerung hatten nach und nach die eigenthümliche Kraft, die in den Dichtungen unserer Väter, in den Minne- und Helden-sängern sich herrlich zeigt, verdrängt; das Leben, worin sie blühten, war getödtet, und an die Stelle ihres Tiefsinns war eine gänzliche Gedankenlosigkeit getreten. Hans Sachs, Rollenhagen und Weckherlin waren vergessen oder gar verachtet, und Martin Opitz führte den Reihem auf. Es war zu verzeihen, daß die ersten, welche die wässrige Reimerei, die statt der himmlischen Kunst geachtet wurde, unerträglich fanden und verach-

teten, einige Mißgriffe thaten, daß sie die Kämpeviser und die nordischen Sagen mit den göttlichen Erzeugnissen eines Cervantes oder Shakespeare's in Eine Classe setzten. Einige glücklich aufgegriffene Proben, der künstlerische Geist der Zeit, der von der größten Ohnmacht und gänzlicher Mattigkeit zu dem Extrem einer kräftigen Derbheit und einer convulsivischen Ueberspannung überging, und die Aufmerksamkeit, die Ossian erregte, alle diese Umstände begünstigten und erhielten die Hoffnung, daß der Norden, dessen Literatur bis dahin nur von Antiquaren und geistlosen Pedanten gekannt war, dem mit Kunstsinn begabten Forscher eine reiche Ausbeute gewähren werde. Auffallend ist es aber, daß man noch jetzt, wo so vieles für die schönen Künste und ihre Theorie gethan ist, und wo

man das nordische Alterthum und seine Ueberbleibsel in einer weit größern Vollkommenheit kennt, die alten Behauptungen noch immer wiederholt, und bisweilen, was einst nur Hoffnung war, gar schon erfüllt zu sehen glaubt. Eine etwas tiefer gehende Untersuchung über die nordische Poesie kommt daher auch noch jetzt nicht zu spät, besonders, da die Resultate, die sie gewährt, von den gewöhnlichen so ganz verschieden sind. Der Verfasser bescheidet sich gern, daß ihm ein tiefes Studium der Theorie der Kunst abgeht; weder seine Neigung, noch die Verhältnisse seines Lebens haben ihn dazu veranlaßt; zum Glück kann man aber hier mit einer geringern Kenntniß auskommen, da es hauptsächlich um die richtige Würdigung gewisser That- sachen zu thun ist. Wir wollen unsere

Untersuchung auf folgende drei Punkte beschränken: 1) auf die Bestimmung des eigenthümlichen Charakters der nordischen Poesie nach den verschiedenen Denkmälern, und einige historische Erinnerungen; 2) auf die Beurtheilung der Brauchbarkeit der sogenannten nordischen Mythologie für die Kunst, und 3) endlich auf die Versuche der Neuern, ihren Gedichten ein nordisches Colorit zu geben.

Dafs die nordischen Völker Dichter hatten, ist bekannt; aber von ihren Gesängen ist Nichts in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen; wir haben nur Produkte späterer Zeiten, zum Theil in einer andern Sprache. Alles, was sich von den alten nordischen Poesien erhalten hat, ist von Christen aufgezeichnet und gesammelt worden. Der Inhalt der auf uns gekommenen Stücke ist größten-

theils historisch; der Gang der Erzählung ist kurz und trocken, ohne dichterischen Schmuck. In den Dichtungen selbst findet sich nicht die Kühnheit, die in der Zusammensetzung liegt, nicht das Phantastische der Ritterpoesie; sondern die Begebenheiten sind kümmerlich erfunden. Es sind Ammenmärchen, aber nicht im Ton, wie etwa Hamilton oder Musaeus sie vortragen, sondern wie sie in einer Kinderstube erzählt werden. Herr Gräter hat einige nordische Sagen, unstreitig noch die bessern, in seinem Journal übersetzt, und seinen Lesern als Unterhaltungen mitgetheilt; sollte aber wohl Jemand diese Erzählungen, als Kunstwerke, mit Vergnügen und ohne Gähnen gelesen haben? Ferner bemerkt man eine Monotonie des Vortrags, eine auffallende Aehnlichkeit der Manier, die die

Geistesarmuth der Verfasser unwidersprechlich documentirt. — Die Kriegsgesänge, deren Energie man so oft rühmen hört, sind nichts als wilde und barbarische Aeufserungen, ohne alle wahre Erhabenheit. Wie kann sich ein edles Gemüth an einem bloßen Morden, an dem Ergötzen, das der Wilde daran findet, erfreuen? In dem bekannten Liede, das dem alten Kämpen Ragnar Lodbrok zugeschrieben wird, singt er bloß, daß er sich tapfer geschlagen und gemordet habe, um zu schlagen und zu morden; nie warum? Die Tapferkeit, die uns zur Bewunderung hinreißen soll, muß nicht eine thierische Wuth, ein unmenschlicher Blutdurst seyn; sondern der Heroismus muß an etwas Wichtiges, und wäre es auch nur in der Idee wichtig, gesetzt werden. Es ist erhaben, für das Vater-

land und die Freiheit zu sinken; uns interessirt der Held, der sein Leben nicht achtet, um seiner Liebe seine Ergebenheit zu bezeugen. Mit Abscheu wenden wir uns aber von dem Kannibalen, der sich an der Erinnerung weidet, daß er den blutdürstigen Vögeln manchen Krieger geschlachtet, daß er Kämpfe bestanden habe, die den Geiern nahrhaft waren, wie es im Gesange des Asbjörn Prude, einer Nachahmung des Liedes Ragnar Lodbroks, die weit schlechter als das Original ist, heisst. Wahrlich, es gehört eine besondere Vorliebe dazu, die Poesien, die in den Sagen hin und wieder gefunden werden, aus einem ästhetischen Gesichtspunkt interessant zu finden.

Die nordische Poesie ist lange nicht so originell, oder dem skandischen Norden so ausschliessend eigen, als man bis-

weilen behaupten hört. Sie hat, ihrer Technik nach, die auffallendste Aehnlichkeit mit der Dichtkunst der Angelsachsen; die Dichter beider Nationen haben dieselben Wendungen, dieselben ungeheuern Metaphern, dieselbe Künstelei in der Composition. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß England die Wiege der nordischen Poesie ist. Weit eher, als wir vom Norden noch irgend eine zuverlässige Nachricht haben, findet sich schon der Name eines angelsächsischen Poeten, Caedmon, von dem sich, leider! nur ein kleines Fragment erhalten hat. Er lebte im 7ten Jahrhundert, war ein Hirte, und ward nachher ein Mönch. Die Quelle seiner Dichtungen war schon die Bibel.

Ich weiß wohl, daß die trefflichsten Forscher, z. B. Hickes, der Meinung sind, daß die unverkennbare Aehnlich-

keit, die in den angelsächsischen und nordischen Gedichten gefunden wird, von den Dänen eingeführt worden sey. Allein ich glaube nicht, daß sie andere Gründe für diese Behauptung haben, als die alte, aber ganz unerwiesene Angabe: daß die Dichtkunst seit undenklichen Zeiten ein Eigenthum des Nordens gewesen sey. Ist es aber nicht weit wahrscheinlicher, daß die nordischen Völker diese künstliche Poesie mit dem Christenthum empfangen? In England war sie offenbar eine Folge der durch dasselbe bewirkten Cultur; die ersten Religionslehrer des Nordens waren zum Theil aus England: was ist natürlicher, als daß sie mit den übrigen Kenntnissen auch die Dichtkunst ihres Landes mitbrachten? Sie ward hier verändert und den Localverhältnissen ihrer neuern Heimath ange-

palst; dies ist wieder leicht zu begreifen, da man sie zu so manchen Beziehungen gebrauchte: es ward auch manches Einheimische, besonders was den Stoff betrifft, mit dem Fremden verschmolzen, und unter der fremden Form vorgetragen. Der beschränkte Raum dieses Büchleins verstattet mir nicht, eine Idee, deren Evidenz mir bei jeder neuen Untersuchung gröfser geworden ist, weitläuftiger auszuführen. Die Bekanntschaft der nordischen Völker mit England hörte auf; aber die Poesie, die sie von daher gelernt hatten, erhielt sich, mit manchen Veränderungen und Erweiterungen, unter ihnen. Eine grofse Umwandlung erlitt sie durch die französisch-deutschen Ritterbücher.

Wenn diese Sätze richtig sind, so gewinnt die frühere Periode der nordischen

Poesie eine ganz andere Ansicht, als sie bisher hatte *).

Wann die romantischen Dichtungen des Südens dem Norden bekannt geworden sind, läßt sich nicht ausmachen. Peringskjöld hat eine Stelle aus einer alten Sage angeführt, nach welcher ein Begleiter der Prinzessin Christina von Norwegen, die mit dem Bruder des Castilianischen Königs Alphons des Weisen, ums Jahr 1258 vermählt ward, ein Exemplar von König Thidriks Geschichte mit sich gebracht habe. Allein diese Stelle enthält erstlich die gröbsten historischen Fehler: z. B. daß Kaiser Friedrich in Spanien die Norwegische Prinzessin an seinen Bruder Heinrich vermählt habe; zweitens einige auffallende Unwahrscheinlich-

*) Vergl. was zu ihrer Bestätigung Bd. I. §. 7. meiner Schwed. Geschichte vorkommt.

keiten, z. B. daß Björn diese Erzählungen auf jener Hochzeit in Spanien, und doch in deutscher Sprache hörte. Es ist also diese Nachricht wahrscheinlich eine Träumerei, ein Erklärungsversuch, der aber sehr unglücklich ausgefallen ist. Herr Hofrath Eichhorn *) behauptet, daß König Hákon Hákonssohn nachher ein vollständigeres Exemplar des Heldenbuchs von Kaiser Friedrich II., unter dem die romantische Dichtkunst in Deutschland ihre höchste Blüthe erreicht hatte, erhalten habe; allein er hat nicht angegeben, woher er dieses Factum genommen, und ich bin nicht so glücklich gewesen, die Quelle aufzufinden.

Es läßt sich also die Zeit, wann die deutschen Ritterbücher in den Norden gekommen sind, nicht bestimmt ausmit-

*) Culturgeschichte des neuern Europa, I, S. 254.

teln; wahrscheinlich fällt sie gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, da die Verbindung der nordischen Reiche mit dem übrigen Europa immer gröfser ward, und die nordischen Grofsen und Könige Reisen in andere Länder zu machen anfangen. Die Schwedische Nation hatte seit dem Ende des 13ten Jahrhunderts sogar ein eignes Gymnasium in Paris.

Wie sind nun diese Uebersetzungen oder Umarbeitungen beschaffen? — Die erste Bemerkung, die sich dem Untersucher darbietet, ist, dafs diese Gedichte nicht rythmisch, sondern in Prosa aufgelöst sind; dafs sie nicht der Dichtungen, sondern der Geschichte wegen übertragen sind. Nach einer gewöhnlichen Ansicht waren die deutschen Ritterbücher nur gleichsam die Muster oder der Grundstoff, aus denen die Normänner nichts
als

als einige Personen - und Oerternamen entlehnten; den Inhalt und die Ausführung schöpften sie aus ihren eignen vaterländischen Sagen. Allein mir genügt diese Ansicht nicht; denn es heißt ausdrücklich in der isländischen Vorrede zur Wilkinasaga, die Peringskjöld 1717 zu Stockholm herausgegeben hat: „dies ist eine von den größten Sagen, die in deutscher Sprache verfaßt worden sind;“ (Thessi Saga er ein af hinum staerstum Sogum er giordar hafa veridi Thyskri Tungu) und auch der Inhalt selbst ist nicht nordisch, sondern deutsch. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, die Wilkina - und die Niflungasaga mit dem Heldenbuch und dem Liede der Nibelungen zu vergleichen. Die erste weicht freilich durchaus ab, obgleich sich dieselben Namen, und auch entfernte Aehnlichkeiten

in den Geschichten finden. Vielleicht ist folgender Roman ihre Quelle: „Herr Dietrich von Bern oder von dem allerkünesten Weygand Herr Dietrich von Bern und von Hiltebrand seynem treuen Meister. Wie sy wyder die Russen gestritten, auch viel grofser Sachen erstanden und erlitten haben. Sagt das Büchlein, das gar kurzweilig tzu lesen, tzu hören, und tzu singen ist.“ (Heidelberg 1490, f. rep. Strasb. 577. Beide Ausgaben sind in Versen, die spätere, Leipzig 1613. 8. aber in Prosa.) Diese Notitz verdanke ich Hrn. Koch *); das Buch selbst habe ich hier nicht auftreiben können, nicht einmal die Schriften, worauf jener verdienstvolle Literator verweist. Eine Vergleichung des ersten Theils der Wilkinasage mit

*) Compendium, II, S. 236.

diesem romantischen Gedicht ist daher sehr wünschenswerth *). Ist meine Vermuthung gegründet, so ist die Wilkinsage weit jünger, als sie Peringskjöld macht, dessen Gründe, wie wir gesehn haben, nur von sehr leichtem Gewichte sind. Die Niflunga-Saga beginnt S. 434, mit fortlaufender Kapitelzahl. Die Ordnung ist hier einmal ganz anders, zweitens ist sie weit kürzer, und drittens sind auch manche Umstände anders in ihr dargestellt, als in dem von Müller herausgegebenen Lied der Nibelungen. Die Sage hat alle die schönen und frischen Farben verloren, die das Lied so anzie-

*) Ich ersuche Gelehrte, die das Glück haben, in der Nähe einer grossen Bibliothek zu leben, diese geringe Mühe zu übernehmen; zu einer vorläufigen Bestimmung wird es schon genug seyn, die lateinische Periphrase zu vergleichen.

hend machen, alle zarte Züge desselben sind verwischt; es ist in ihr eine langweilige Chronik entstellt: man lese nur zum Beispiel in beiden Büchern die Erzählung von Sifrids Ermordung.

Uebrigens waren die Normänner auch mit den übrigen Helden der romantischen Poesie, z. B. dem König Artus, dem gehörnten Siegfried u. a. bekannt; endlich erfanden sie auch Erzählungen von den Heroen ihrer Nation, z. B. dem Ragnar Lodbrok, aber im Geist und in der Manier der fremden Muster. — Ein grosser Theil dieser deutschen romantischen Dichtungen ist endlich wieder modernisirt und in gereimte Lieder verwandelt, in die sogenannten Kämpeviser übertragen.

Beiläufig will ich einen allgemeinen Irrthum in der Geschichte der isländi-

schen Literatur widerlegen. Fast alle neuere Gelehrte behaupten, daß der blühende Zustand der isländischen Literatur mit dem schwarzen Tode (swarti Daudi) *), der 1349 und in den folgenden Jahren in Europa wüthete, sein Ende genommen habe; allein diese Seuche, der eigentliche schwarze Tod, oder das grofse Sterben genannt, ist gar nicht nach Island gekommen. Die erste Pest, die diese Insel verheerte, war im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, also funfzig Jahre wenigstens später **). Alle Schlüsse, die die vortrefflichen Männer, ein Schlözer und Eichhorn, aus dieser Voraussetzung hergeleitet haben, müs-

*) Diger Död muß man nicht der schwarze, sondern der grofse Tod, das grofse Sterben, übersetzen.

**) S. Olafsen's und Povelsen's Reise durch Island, I. S. 140 der deutschen Ausgabe.

sen berichtigt und modificirt werden, wozu ich auch in der vorhergehenden Abhandlung einige Beiträge geliefert habe.

Merkwürdig ist die Technik der nordischen Gedichte, und hierin möchte vielleicht der unterscheidende Charakter der nordischen Poesie zu setzen seyn. Dahin gehören einmal die ungeheuren Tropen, die Versetzungen, kurz, alles was diese Gedichte mit einem undurchdringlichen Dunkel umgiebt. Hierüber lasse ich mich nicht aus, da schon Schlözer und Ihre die nöthigen Aufschlüsse darüber gegeben haben. Es ist diese Künstlichkeit so barbarisch und unsinnig, daß sie wohl nur von einem Mönche ohne Geist und Geschmack erfunden und geübt werden konnte. Es findet sich diese Künstelei indessen nicht in allen alten nordischen Gedichten, und sie scheint

besonders in den späten Zeiten des Mittelalters herrschend geworden zu seyn. Zweitens gehört die Metrik hierher, worüber ich nur einige allgemeine Bemerkungen mittheilen will.

Die nordischen Gedichte sind in verschiedenen Versmaassen abgefaßt. Ursprünglich gab es vielleicht keine feste und bestimmte Regeln, deren nachher aber desto mehrere wurden; die Verse bestehen bald aus größern, bald aus kleinern Reihen, in den früheren Zeiten ohne Endreim. Dalin behauptet, allein wie er oft thut, ohne allen Grund, daß der Priester Einar Skulason ihn zuerst um das Jahr 1150 eingeführt habe. Dieser Satz ist ihm von vielen Gelehrten nachgeschrieben, und sogar zur Bestimmung des Alters nordischer Gedichte gebraucht worden; allein, wie gesagt, die-

se Angabe ist nicht bloß unerviesen, sondern auch unrichtig *). Das ganze Geheimniß der nordischen Poesie liegt in Assonanzen, die für alle andre Sprachen unausdrückbar sind, aber schon, obgleich nicht so vollkommen ausgebildet, in den angelsächsischen Gedichten vorkommen. Am meisten war ein Versmaafs, das Drottquäde genannt wurde, üblich; daher werde ich mich, zur Erläuterung, eines Beispiels nach demselben bedienen.

Austar löndum for undan

Alvaldur sa er Scaldum,

Han feck gagn at gunne

Gunnbörda slög mörgum, u. s. w.

Hier sind folgende metrische Regeln beobachtet: 1) in jedem Distichon müssen 3 Wörter mit gleichen Anfangsbuchstaben stehen; die Selbstlauter aber haben

*) S. meine Schwed. Gesch. I, S. 77, Anm. n.

alle einen Werth, hier in den beiden ersten Versen a und u, in den folgenden g. Zweitens, in der ersten Reihe müssen sich zwei Sylben reimen, obgleich nicht vollkommen: star und for, han und gun *); in der zweiten muß aber der Reim vollkommen seyn, wie wald und Scald, hör und mör. — Diese ungeheuren Schwierigkeiten konnten natürlich nur durch die möglichste Freiheit in der Wortstellung erleichtert werden; da aber dieses Wörterspiel, wenn ich so sagen darf, das Wesen der nordischen Poesie ausmachte, so ward der Geist leider von dem Buchstaben überwältigt. Ob die nordischen Dichter in diesen Rei-

*) Etwas ähnliches erinnere ich mich, beim Weckherlin bemerkt zu haben. Er reimt vier Verse mit ähnlichen Consonanten, z. B. List und Last, Rachen und reichen; die folgenden vier Verse aber vollständig.

men und Anklängen einen reizenden Wohllaut gefunden haben, wage ich nicht zu entscheiden: vielleicht spreche ich das Isländische nicht richtig aus; allein ich habe nie die schöne Melodie dieser Sprache hervorbringen können. Schwerlich können diese Sylbenmaasse in irgend einer neuen Mundart nachgeahmt werden; wo wollten wir Deutsche z. B. mit unserer bestimmten Wortordnung, unsern Artikeln, latinisirten Beugungen u. s. w. bleiben? Hoffentlich werden diese Bemerkungen hinlänglich seyn, um die Leser auf den Standpunkt zu versetzen, von dem aus sie die nordische Poesie richtig beurtheilen können. Es war hier nicht der Ort, Stellen und Belege auszuheben; vorläufig kann ich mich auf die Proben in Herder's Volksliedern oder in Gräter's Bragur berufen.

Ich wende mich jetzt zu der zweiten, hier in Betrachtung kommenden Frage, über den Werth der nordischen Mythologie für die redende Kunst. Seit lange hat man ihren Gebrauch empfohlen, und grofse und treffliche Männer haben sich für sie erklärt; allein ihre Stimme ist verhallt, sie haben wenig zum Vortheil der Sache, wofür sie sprachen, ausgerichtet; vielleicht hat sie auch der lächerliche Mißbrauch, den sich unglückliche Nachahmer in unsern Tagen erlaubt haben, um allen Credit gebracht. Ich will mich hier nicht auf die Untersuchung ihres Ursprungs und ihrer verschiedenartigen Zusammensetzung einlassen, sondern ich will sie von der Seite nehmen, von der sie nach den Sagen, besonders den Edden, aufgefaßt werden kann, und dargestellt worden ist. Nur bitte ich, alles

Gewicht auf Gründe, keines aber auf irgend eine Autorität zu legen. Vorläufig glaube ich folgenden Satz als unwidersprechlich festsetzen zu können: Die Mythologie ist, ihrem Ursprunge nach, nicht ein Hülfsmittel für die dichtende oder darstellende Kunst, sondern Dichtung oder Darstellung selbst.

Vor Zeiten war man gewohnt, die Mythologie als eine reiche Schatzkammer wohlklingender Gleichnisse zu betrachten, zu der der Poet seine Zuflucht nehmen könne und müsse; allein so dachte man weiland, da die Dichtkunst von Professoren und Rectoren gelehrt werden mußte. Der griechischen Kunst gelang es, das Unaussprechliche in Bildern auszudrücken oder wenigstens anzudeuten. Ihre Dichtungen sind allgemein bekannt; der neue Dichter kann sich eine

Anspielung auf die griechische Fabelwelt erlauben, und gewiss seyn, von allen gebildeten Lesern oder Zuhörern verstanden zu werden. Für die Poesie ist sie, als allgemeine Symbolik, hinreichend; wenn die nordische Mythologie daher in ihrer Ausbildung der griechischen völlig gleich käme, so würde es schon ein bedeutender Einwand gegen ihre Einführung seyn, daß das Publikum, um sie zu verstehen, von neuem in die Schule gehen müsse. Fremde Mythologie kann übrigens zum Costume eines Kunstwerks gehören; aber davon ist hier die Rede nicht. Es muß den Aesthetikern überlassen bleiben, den Werth und die Anwendbarkeit der Mythologie überhaupt näher zu bestimmen; ich wende mich jetzt zu den Gründen, die für die nordische besonders aufgestellt sind.

Wenn die nordischen Fabeln sich der Phantasie oder dem Verstande eines gebildeten Kunstfreundes durch schöne Erfindung, Originalität, oder eine frische und phantastische Kühnheit empföhlen, so möchte man ihren Vertheidigern manches einräumen können; allein da die kümmerliche Einbildungskraft, die sie erfand, allenthalben sichtbar ist; da sie so oft nur, als schlechte Copien von schlechten Originalen erscheinen; da sie weder kühn gedacht, noch in irgend einem bedeutenden Styl ausgeführt sind: so gewinnt die Sache eine andere Ansicht. Selbst den größten Freunden der nordischen Literatur ist die schlechte Beschaffenheit der Sache, für die sie streiten, nicht verborgen geblieben; sie entschuldigen, bestimmen, lassen aus, modificiren, um am Ende doch etwas zu behalten.

„Wenn eine Nation eine Mythologie haben muß, so muß es ihr daran gelegen seyn, eine in ihrer eignen Denkart und Sprache entsprossene Mythologie zu haben *).“ Allein warum muß eine Nation eine Mythologie haben? Höchstens hätten die Dichter derselben sie nöthig. Aber gesetzt, wir wollten diesen Satz zugestehn, welches wir doch nicht thun, so würden doch folgende unerläßliche Bedingungen Statt finden: 1) Die Mythologie muß sich bei dem Volke erhalten haben und ihm bekannt seyn. 2) Sie muß wirklich in der Denkart des Volkes gegründet seyn; allein beides ist mit der nordischen Mythologie für uns eigentliche Deutsche nicht der Fall: ich

*) Iduna oder Apfel der Verjüngung, in den Horen, Bd. V. S. 1—28. Vier Gespräche zwischen Alfred und Frey.

habe oben gezeigt, daß die Religion der nordischen Völker von der der heidnischen Deutschen sich wesentlich unterscheidet, und zweitens sind die Fabeln der Edda gar nicht aus dem Norden, sondern von Rom und Griechenland, ja gar aus dem Christenthum entlehnt. Uebrigens hat eine Nation, die nicht mehr an die Wahrheit mythischer Erzählungen glaubt, ein ganz gleiches Interesse für jede Dichtung, sie mag entstanden seyn wo sie will. Alfred's Räsonnement in den angeführten Gesprächen scheint mir gar nicht bestimmt und zutreffend, und wenn Frey nur etwas gelehrter und scharfsinniger wäre, würde er ihn leicht haben widerlegen können. Am Ende kommt die Sache auf eine Frage heraus: warum wollen wir nicht u. s. w.? Was in diesen Blättern ausgeführt ist, kann zur Antwort

wort hinlänglich seyn. — Da man mit der nordischen Mythologie, so wie sie ist, nicht fertig werden konnte, sprang man ab; man behauptete, sie müsse als eine Fundgrube für das schöpferische Talent betrachtet werden, es könne den gegebenen Stoff ausbilden, frei behandeln und modificiren. Nun, da sehe ich nicht ein, warum das wahre Talent an einen so rohen und undankbaren Stoff verschwendet werden soll! Wie lächerlich ist es übrigens, die nordische Mythologie auf die germanischen Völker zu beschränken: ist sie wahrhaft schön, so gehört sie allen Zonen an; und ist sie es nicht, so ist es eine kindische Eitelkeit, sie aufzunehmen, blos, um doch etwas Eigenes zu haben. — Ich habe mit Fleiß keine Namen genannt, damit allein die Sache gelten möge. So wie die Ver-

theidiger der nordischen Mythologie an Declamationen reich sind, so wäre es auch mir leicht gewesen, einige Bogen auf diese Art zu füllen; ich habe mich aber lieber in den Gränzen einer nackten Darstellung gehalten.

Die nordische Mythologie ist in neuern Gedichten sehr häufig angewandt; allein diese Form und der Inhalt stehen in einem auffallenden Contrast. Der Skalde des Herrn von Gerstenberg, eines allerdings vorzüglichen Kopfes, mußte in der Zeit, da er erschien, imponiren; allein rechnen wir die Namen ab: was hat dieses Stück Nordisches an sich? Die ächte Kritik wird es immer nur zu den mittelmäßigen gesellen. Diese Behauptung wird den Verständigen weder paradox noch ungerecht vorkommen: die guten Leute, die etwa auf den Canon der

Bibliothek der schönen Wissenschaften geschworen haben mögten, mögen sie mir zu Gute halten. Um aber in keine unnütze Händel verwickelt zu werden, will ich von den deutschen Werken, die mit nordischen Namen einherstolzieren, schweigen, und meine Sätze mit einigen Beispielen aus der Literatur unserer Nachbarn belegen.

Einer der wärmsten Liebhaber des nordischen Alterthums behauptet, es sey die nordische Mythologie besonders für die lyrisch-epische Dichtart und die komische Erzählung geschickt. Eine unglückliche Idee! Wie kann die Rohheit zur komischen Erzählung, die nur für die feine oder verfeinerte Welt gehört, Stoff enthalten; höchstens bringt sie Schwänke hervor, woran ein gebildetes Gemüth sich nicht erfreuen kann. Bag-

gesehen, ein genie - und talentvoller Schrift-
 steller, hat aus der nordischen Mytholo-
 gie Stoff zu Erzählungen in Wieland's
 Manier genommen. Ich will nur über
 eine derselben, den Ursprung der Poesie,
 einige Bemerkungen machen und einige
 Stellen ausheben.

Die Edda erzählt, daß die Zwerge einen Menschen, dem die Götter die höchste Weisheit verliehen hatten, Namens Kuasir, tödteten; sie mischten sein Blut mit Honig: wer von diesem Methe trank, ward ein Dichter und vieler Dinge kundig. Der Riese Suttung bewahrte diesen köstlichen Saft; seiner Bemühungen ungeachtet, konnte Odin keinen Trunk davon bekommen, bis es ihm endlich durch List gelang, sich den Fässern, die ihn enthielten, zu nähern; er vermogte sie ganz zu leeren, eilte nach der Wohnung

der Aser zurück, und Odin theilt von diesem Meth den Dichtern mit. — Jedermann sieht, daß dies ein schlechter Stoff ist. Um ihn aufzustutzen, hat Baggesen seinen ganzen Witz aufgeboten.] — Die Edda berichtet: daß Quasir eigentlich aus dem Speichel erschaffen sey, den die Götter und Vaner zum Versöhnungszeichen in Ein Gefäß gespuckt hatten. Diesen ekelhaften Umstand mußte der Dichter schon weglassen. — Baggesen berichtet: Odin saß im Lidskjaff, mit der Pfeife im Munde, und sah auf die Welt herab; sein Diener heißt Lars; der Gott holt funfzehn Fernröhre; da ihm Thor seine Kaiserpfeife zerschlägt, wird sein Zorn durch Freya besänftigt, die ihm eine Tasse Chokolade anbietet, u. d. m. Wen erinnern diese Züge nicht an — Bürgers Europa? Witzig sind sie wahrhaftig

nicht; allenfalls Späße für renommirende Studenten. — Die Zwerge geben vor, Quasir's Gehirn sey gesprungen, weil er zu klug gewesen sey; bei dieser Gelegenheit beschließt Odin, daß Kenntnisse nicht nöthig seyn sollen, um hier gute Tage zu haben; und von dieser Idee fällt er auf eine andere, und schafft den — Adelstand. — Der Riese erhält den Trank; die Götter wünschen ihn zu besitzen, und Odin übernimmt es, ihn zu verschaffen. Hier ist der Schluß seiner Abschiedsrede wörtlich übersetzt *):

„Meinen Frack, Hut und Stock,
Mein Feuerzeug und meine Pfeife! Das ist genug!
Bereite mir nun erst eine starke und gute Tasse
Kaffee,
Meine kleine Frigga! Eile dich ein wenig, mein
Dirnchen!“
Die Göttin trippelt' hinaus, und er blieb bei:

*) Das Original ist gereimt.

„Haltet nun auch ordentlich Haus, dieweil ener
Vater fort ist,
Ich will die Reise, so viel als möglich, verkürzen!
Aber Keiner von euch thue mir Frigga'n Leid;
Denn hör' ich es, so wird der Teufel los!
Du, Tor, kannst indess auf das Haus Acht haben,
Aber mache mir nicht den alten Kopf kraus!“
Nun kam die Kanne auf den Tisch, Odin trank,
Dieweil Freya die Dose mit Taback füllte;
Dann gab er Friggen drei, den andern jedem
einen Kufs,
Damit Adieu! — —

Um nicht ungerecht zu scheinen, will
ich auch eine edlere Stelle, die Beschrei-
bung Gunlöden's, ausheben:

Was Griechenland und Rom vordem in
den Dreien sah,
Die Aphroditen Hand in Hand umringen,
Bekam der Zeus des Nordens hier vollkommen
zu sehn,
In einer einzigen Charis vereinigt.
Umsonst streben schwache Dichter, dir,
Mein Leser, ihren ganzen Glanz zu zeigen,
So herrlich, reizend und göttlich,

Wie sich nur der vollkommen denken kann,
Der dein Lächeln sah, glückselige Luise!
Sieh Alles, was unsre Erde Schönes und Gutes
hervorbringt,
Und alle Anmuth, die alle Himmel tragen,
In Luisens süßsen Mienen vereint!
Siehe himmlischer Weisheit und Güte Lächeln
Und aller Tugenden Glanz in ihrer Augen Feuer,
Und denke dir so die Euphrosyne unsres Nor-
dens!

Zwei Wangen, auf deren lächelnden Ovalen
Zwei Rosen zwischen Amoretten blühen,
Ein kleiner Mund, dessen röthliche Korallen
An Anmuth mit denen der Morgenröthe streiten;
Ein Augenpaar, dessen Feuer das Dunkel hell
macht,
Dessen Lächeln Tag im Grabe des Todes schafft;
Ein Hals, dessen Lilien von zwei dunkelbrau-
nen Locken
Beschattet werden, und eine Brust,
Gegen deren Alabaster frischgefallner Schnee
schwarz ist;
Zwei runde weißse Arme, und einen Leib,
Wo alles schön ist und reizend, und wo, kurz,
Die Natur sich erschöpfte, da sie Werde sprach!

Alles dies, nachlässig bedeckt mit
Einer fast durchsichtigen Silbermoor-Wolke,
Verblindet Odins Blick. — Nacht — Höle — Ein-
samkeit —

Unmöglichkeit, in Eile fliehn zu können —

Wer aus einer solchen Versuchung seine Tugend
retten kann,

Ist nicht ein Mensch, und noch weniger ein
heidnischer Gott! —

Die folgende Schilderung ist wahrlich
nicht geeignet, den Ruf der nordischen
Mythologie als einer kräftigen Sittenleh-
rerin zu bewähren. Nirgend erscheint
hier „das Verständige, Sittliche, Keusche,
das Arbeitsame, Leitende, Prophetische,
das Leben der Mutter für ihren Mann
und ihre Kinder“, das, wie Alfred be-
hauptet, die charakteristische Sitte des
teutschen und nordischen Weibes war;
in welcher Meinung der gute Mann aber,
beiläufig gesagt, wie es den Enthusiasten

gemeiniglich geht, gewaltig fehlschiefst. So nimmt sich also die nordische Mythologie, selbst unter den Händen eines talentvollen Dichters, in der komischen Erzählung aus! Ist hier wohl irgend eine Spur nordischen Geistes? Das Ganze ist mit frivolen, von allen Seiten erborgten, modernen Witzeleien angefüllt! Die Metaphern, z. B. dafs frischgefallener Schnee gegen den Alabasterbusen eines Mädchens schwarz sey, mögten allenfalls in nordischem Geschmack seyn! —

Der komischen Erzählung will ich ein lyrisch-episches Gedicht, Pram's berühmtes Epos, Starkodder, gegenüberstellen. Der Stoff zu diesem Gedichte ist zum Theil im Saxo enthalten. Ein Heldengedicht der Art, wie das angezeigte, ist dem Charakter des nordischen Alterthums gerade entgegen. Der Verfasser

ruft nicht die Musen, nicht den Braga, sondern den nüchternen Verstand an, ihn zu begeistern, und nennt sein Lied überbescheiden eine Reimchronik. Es sey mir erlaubt, nur eine Geschichte auszuheben: Starkodder tödtet, da er nur zwölf Jahre alt ist, die Jungen eines Bären, den die ganze Gegend fürchtete. Das Ungeheuer kehrt zurück und stürzt, wie ein Tiger, auf den Knaben, der nicht bebt. Odin erscheint zu seiner Rettung; ein Blitz, und er tödtet das Raubthier, bei dessen Fall die Erde gleich dem Donner tönte. Der Gott hält darauf dem „zwölfjährigen“ Mann eine Lection, lobt seinen Muth, legt ihm die Kräfte von zwanzig Männern bei, setzt seinem Körper drei Paar Arme zu, und verspricht ihm endlich, daß er, wenn er sich gut aufführt, drei Menschenalter hindurch leben soll.

Er verschwindet dann, und Starkodder dankt ihm für die neue Gestalt! — Welch ein Widerspruch! Der Dichter ruft erst den simplen Verstand an, daß er ihn begeistern soll, und nun folgt diese Dichtung. Wie ganz anders stellen die Ritterbücher solche Begebenheiten dar; allein in dem dänischen Gedichte ringt der Verstand und die Poesie, der erste gewinnt die Oberhand, und seinen Scepter führt er mit nordischer Schwerfälligkeit; die geflügelte Göttin entflieht seinen Armen, und läßt ihm eine Mißgeburt zurück. Wie buntscheckig das Gedicht überhaupt zusammengesetzt sey, beweist unter andern ein Tyrtäus nachgeahmter Kriegsgesang, den Starkodder irgendwo singt.

Endlich will ich noch eine Stelle aus

dem siebenten Gesange mittheilen, die ich schon vor Jahren übersetzt habe:

Mit heil'ger Ehrfurcht wandeln unsre Helden
Zum stillen Hügel, den sie bald erschau'n;
Er steht bedeckt mit berghohen Steinen *),
Dahingewälzt vom starken Arm der Ahnen!
Der Todten heißgewünschte Ruh zu sehn,
Entzündet in des Helden stürm'scher Brust
Zu flammender Gluth die leise Sehnsucht,
Bald selbst zu kosten ihren stillen Trost.
In trübem Schweigen sitzt er anfangs lange
Am Steine. Sein Herz, sein Busen sind ihm
schwer;

Doch endlich klagen seine Wehgefühle
In einem ungekünstelten Gesang:

Der Mann ist nicht würdig der irdischen Freuden,
Der sie sich verkümmert durch Sorge und Qual:
Doch sollen wir einst uns an schönern weiden
Dort oben in Odin's hellglänzendem Saal:
Nie steigt die Sorge, o freundliches Grab,
Zu deinen beruhigten Bürgern hinab!

*) Ein Grabhügel, mit berghohen Steinen bedeckt!

Es haben des Schicksals wohlthätige Mächte
Ein günstiges Loos mir gewogen gereicht:
Für's Vaterland stritt ich im Männergefechte,
Oft hab' ich die drohenden Feinde verscheucht;
Nie steigt u. s. w.

Ich wurde geboren zum Glanze der Kronen,
Doch hielt ich den Schimmer der Bürde nicht
werth;
Die mächtigen Fürsten auf Nordia's Thronen
Verlangten zum Freund mich und scheuten mein
Schwert;

Nie steigt u. s. w.

Die Norne verlängerte günstig mein Leben,
Die fröhlichen Tage verrinnen im Sturz:
Mir ward ein dreidoppeltes Alter gegeben,
Ach leider, die Freude ist flüchtig und kurz;
Nie steigt u. s. w.

Das Glück hat im Zorne sich von mir gewendet,
Ich trotzte verwegen Allvaters Gebot,
Und habe die Lohe der Rache entzündet,
Es löschet die flammende spät erst mein Tod;
Nie steigt u. s. w.

Die Dänen besitzen noch mehrere Werke, worin die altnordische Poesie und Mythologie verjüngt sind. Auch Ewald, den sie selbst für den Chorageten ihrer schönen Geister ausgeben und ihren Shakespeare nennen, hat sich ihrer in seinen Dichtungen bedient, und sein Tod Balders ist allgemein berühmt. Ich stimme in das Lob dieses Dichters ein; allein ich kenne nicht alle seine Arbeiten, und konnte die Sammlung derselben nicht erhalten. Es ist ein Unglück, daß, wenn auch einem Genie etwas gelingt, alsbald so viele Affen auftreten, die es, wie Lessing sagt, nur etwas anders, aber leider! so schlecht machen. — Auch die Engländer haben die nordische Mythologie benutzt; allein ihre Dichtungen dieser Art werden gewiß nicht zur Ewigkeit übergehen. Wie roh und wild ist z. B.

nicht

nicht Odin's Höllenfahrt — von Gray, wenn ich nicht irre — ein Stück, das Herr Consistorialrath Kosegarten in seinem brittischen Odeum übersetzt hat, wo die Neugierigen es finden und nachlesen können. — In Schweden hat diese Manier am wenigsten Glück gemacht. Der Charakter, den die moderne Poesie dieses Volkes bezeichnet, verträgt sich nicht mit ihr. Es hat freilich manche Stücke aus der frühern vaterländischen Geschichte, und der Ritter Leopold hat Odin oder die Auswanderung der Asen zum Sujet einer Tragödie gewählt; das Stück ist aber ganz in neuem Geist gedichtet, und obgleich die nordische Mythologie hier zum Costume gehörte, so hat der Verfasser doch sehr weislich vermieden, sein Werk durch zu häufige Anspielungen dunkel zu machen. — Vor

einigen Jahren ward in Stockholm eine mythologische Scenè aus dem nordischen Alterthum, zur Ehre des Königs, bei einem Hoffeste, aufgeführt. Diese Idee war nicht unglücklich; hier konnten die Namen imponiren, die Feyer bedeutender machen und ihr Neuheit geben *).

Was aus dem unverständigen Gebrauch der nordischen Mythologie für lächerliche Mißgeburten entstehen, davon wird sich jeder Leser überzeugen, wenn er ein Büchlein, das 1802 und 1803 unter dem Titel Bardenalmanach erschienen ist, eines Blickes würdigen will.

*) S. Gjörwel's brefväxling, I, S. 110 ff.

V.

D e r

K a m p f d e r G ö t t e r.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, likely a title or header, appearing as faint, mirrored bleed-through from the reverse side of the page.

Der
Kampf der Götter.

Der Herausgeber bedauert, daß er nicht im Stande ist, mehr als das folgende Fragment von einer der allervortrefflichsten Dichtungen mitzutheilen. Das Ganze hat aus zwanzig Gesängen bestanden; ein erhabner Freund der Wissenschaften hat einen namhaften Preis dem glücklichen Wiederauffinder des Meisterwerks ausgesetzt, worüber im Bragur oder im Bardenalmanach das Nähere bekannt ge-

macht werden soll. Obgleich die Dukaten gar nicht zu verachten sind, so zweifeln wir doch keinen Augenblick, daß jedem biederherzigen Deutschen das Gefühl, dem Vaterlande einen herrlichen Schatz seiner Art und Kunst gerettet zu haben, mehr gelten wird, als das lumpige Gold, das uns im Grunde aus freien Germanen zu Knechten gemacht hat.

Sobald das ganze Gedicht aufgefunden seyn wird, dürfen wir von einer berühmten Societät der Wissenschaften einen Preis auf die beste Untersuchung, wer Verfasser desselben sey, wofür ein Kazungali der Jüngere ausgegeben wird, und eine gründliche Zergliederung der Schönheiten desselben erwarten. Ein Gelehrter endlich, der mit dem nordischen Alterthum innig vertraut ist, wird

das Publikum mit einem Kommentar beschenken.

Von dem lärmenden Haufen der zechenden Brü-
der im Wodan

Hatte sich Kattegast einst, da Sunna die glän-
zenden Locken

Taucht' in die heilige Fluth, zu den Schatten
des Haines geflüchtet.

Mächtig schwang er das Schwert, doch auch die
melodische Harfe

Hatte ihn Braga gelehrt, mit künstlichen Fin-
gern zu schlagen;

Lieder entströmten der Brust, zum Preise der
herrlichen Heimath,

Wo die Thränen der Liebe um ihn, dem Geschie-
denen, flossen.

„Herrlich strahlst du, Heynona, in nachbenah-
meten Reizen;

Blan ist dein Auge, verschönt durch die Men-
sehenfreundlichkeit Hlyna's,

Treuer bist du als Freya, und Nossa weicht dir
an Anmuth;

Löbna ist nicht so gut, und so bescheiden nicht

Synja;

Und das stille Gemüth, die Gabe der friedlichen

—Hertha,—

Wird dem glücklichen Mann, der dich als die

Seine umarmet,

Einst das köstlichste Glück, der Häuslichkeit

Freuden gewähren!“

Also sang er, es neigte selbst Odin sein Ohr zu

den Liedern; —

Mimer's Haupt begann zu dem Gotte: Die Stun-

de des Kampfes,

Asa - Wodan, ist nah! auf, eines rüstigen Käm-

pfers

Eile dir zu versichern! — Der König winkte

Hermöden,

Auf der Brücke der Götter ritt der behende hin-

unter,

Wo der Barde den Saiten liebliche Töne entlockte.

Unsichtbar stand er bei ihm: es schöpfte Katte-

gast Wasser

Aus dem lebendigen Quell, die brennende Lip-

pe zu kühlen;

Und den mächtigen Seid sprach über die Welle

Hermode,

Sprach ihn und kehrte zurück zu Walhalla's
entzückender Wonne.

Und auf Kattegast's Wimper, von der Kraft des
Zaubers bezwungen,

Senkte der Schlaf sich herab. Da erschien ihm

im Traume

Auf geschmückten Rossen herreitend ein Haufe

von Männern,

Alle die Asen; es trug der schnelle, achtfüßige

Sleipner

Vor der glänzenden Schaar den blaugekleideten

Odin :

Kattegast hebte zusammen — —

Jetzt in Deutschland noch ein Leben :

Erschrecke nicht vor den Gestalten,

Die deinen Blicken furchtbar nahn;

Das Schicksal hat dich werth gehalten,

Vor Tausenden dir Wunder zu entfalten,

Die keine Menschengenossen sahn.

Wir kommen von Walhalla's Tischen,

Vergessen unser Götterbier,

Und pflegen hier, in Canada's Gebüschen,

Vertraulichkeit mit dir.

Es ward die alte Heimath uns zuwider,

Und Wodan zeigt sich ihr nicht mehr :

Dünn und luftig aus Spinngeweben!
Darum kann ich mich nicht entschliessen,
Dem entarteten Volk zu erscheinen,
Sondern ich habe mich, mit den Meinen,
Weit nach Canada hingeflüchtet,
Wo wir Walhalla aufgerichtet. —

Du, der voll Freuden die Heimath ver-
liefs,

Da ihm die Stimme der Ehre befohlen,
Grünende Lorbeeren, nicht aus Paris,
Nein, aus Amerika's Wäldern zu holen;
Edler Germanier, weil dein Gemüth
Zu der Vergangenheit Thaten dich zieht,
Hab' ich, um deinen Eifer zu lohnen,
Dich mir zum Diener ausersehn.
Du sollst zu den deutschen Nationen
Als mein getreuer Apostel gehn,
Und ihnen die alte Lehre verkünden,
Der Asen Altäre wieder gründen,
In Bardenliedern dich kräftig weisen
Und den Ruhm der heiligen Vorzeit preisen!

Zu meinem Barden will ich dich weihen,
Mächtig sollst du von nun an schreien,
Aber nie sollst du heiser werden;

Und wenn auch Keiner dich hört auf Erden,
So will ich dir dennoch Geduld verleihen,
Dafs die Verachtung dich nicht verdreufst.
Ich selbst will erleuchten deinen Geist,
Thuiskon's Götter dich lehren kennen,
Dafs du in Reimen sie mögest nennen;
Ja, es werden zwei Götter dir
Aus deinem begeisterten Hirne springen,
Ostar und Wold, und die wollen wir,
Dir zu Gefallen, mit Liebe umschlingen,
Wollen sie unsere Brüder nennen,
Und ihnen an unserer Tafelrund',
Bei unsern Bechern, zu jeder Stund',
Eine anständige Stelle gönnen!
Die Valkyren sollen dich schützen
In dem wilden Tumulte der Schlacht,
Vor der Degen geschliffenen Spitzen
Und der Kanonen zerstörender Macht.
Trotze den Feinden, keinem von ihnen
Soll es gelingen, dich zu scalpieren,
Und dein Haupt, mit zufriedenen Mienen,
Im Triumpfe davon zu führen!
Durch des Ocean's unsichre Pfade
Will ich dich endlich, mit Lorbeern umkrönt,
Leiten zu Deutschlands entleg'nem Gestade,

Wo ein Willkommen entgegen dir tönt
Der Brüder in Braga, in deren Heere
Zum Ersten dich macht dein gewaltiger Muth;
Es treibt dich zum Kampfe für unsere Ehre
Und unsere Rechte preiswürdige Gluth;
Und sollte das ewige Schicksal es wollen,
Das über die Götter und Menschen gebeut,
Dafs deine Gegner bezwingen dich sollen,
So sinkest du rühmlich in männlichem Streit;
Wir aber, wir wollen zum Gott dich erheben,
Zum Asen dich weihen in heiligem Rath:
Dann sollst du geniessen das köstliche Leben,
Das deine Sehnsucht geschildert dir hat;
Am Biere dich laben, und Eberfleisch schmau-
sen,
Mit allen Barden in Einigkeit hausen,
Bis dafs sich den Göttern die Dämmerung naht!

Die Schilderung der Eindrücke, die
diese Erscheinung auf den Dichter ge-
habt hat, ist nicht in dem Fragment,
das in unsre Hände gerathen; es ent-

hält nur noch folgenden Gesang, der wahrscheinlich die ersten Empfindungen des erwachten Dichters schildert.

Donnernd rauschen meiner Harfe Saiten,
Donnern dir, o Wodan, meinen Dank;
Ewig will ich deinen Ruhm verbreiten,
Herrlich ihn im Bardenhochgesang:
Seht! ich schaue aus Walhalla's Feyer
Schon hinab in Ginnungagap's Grund:
Ich zertrümmre meine alte Leier,
Barden, nehmt mich auf in Euren Bund!

Keusch und ehrbar wiegen Teut's Thusnelden
In dem treuen, mütterlichen Schoos,
Nur am Ehebett, junge Helden,
Die Vollbringer kühner Thaten, groß;
Nicht entmannt durch frühe Liebeswerke,
Noch durch fremder Seuchen Gift verheert,

Treten Männer auf in ihrer Stärke,
Die das Bette, wie die Schlacht bewährt!

Noch sind Helios und Frau Athene
Fast wie Balder selbst und Hertha schön,
Und gerührt hab' ich der Ceres Thräne
Jüngst noch ihrer Tochter fließen sehn;
Doch, der andern viele zu verschweigen,
Macht mir Schaam und Ehrbarkeit zur Pflicht;
Denn oft üppig, selten ehrbar, zeigen
Sich Eliden, sind auch Deutsche nicht.

Darf die Dirn' in Priap's Gärten weilen
Und dem Thyrsus folgen und dem Faun?
Soll sie gar mit Ganymeden theilen
Und in Paphos Freudenhallen schau'n?
Venus und ihr böser Bube bringen
Schon des Unfugs viel in manches Haus;
Unter Amors Cantariden - Schwingen
Stirbt das Volk der Wodan's - Helden aus.

Schwache Gatten feiler Weiber zeugen
Eine geist - und thatenlose Brut;
Und verbuhlte Mode - Ammen säugen
Sie mit Eitermilch aus gift'gem Blut.
Herrmann, sieh! dort modert deine Keule,
Müßig gewurmt und staubig an der Wand;
Venusblümchen pflückt an deiner Säule
Eines Kriegers nervenlose Hand.

Ha! dort schleicht er um die Barden - Haine
Hand in Hand mit Amor und Merkur;
Kencht, voll Frost im hellen Sonnenscheine,
Nasonie'n und — braucht die Brunnenkur.
O 'wer giebt uns unsre Götter wieder?
Wer betritt der Väter Heldenbahn?
Singt uns Niemand neue Bardenlieder?
Lebt denn nirgend mehr ein Ossian?

Von der Fremden süßen Gifte trunken,
Angepestet von der Mode Hauch,

Ist

Ist die deutsche Grösse tief gesunken,
Und der Heimath hohe Dichtung auch.
Längst geht sie in eignen Fluren irre,
Fremd sich selbst für Ueppigkeit und Tand;
Mit des Auslands fabelndem Gewirre
Gastet sie nur noch durchs Vaterland.

Hier liegt vor uns eine Götterlehre,
Stolz und kühn gedacht, und doch so zart;
Mit Natur und Phantasie die Ehre,
Witz mit Wüird' und Ernst mit Reiz gepaart.
Warum soll ich nun zum Griechen sagen:
„Nachbar, borge mir dein Feyerkleid!“
Da es mir von seinem Stralenwagen
Schon so reich der hohe Norde beut?

In der Heimath reizendem Gewande
Tritt auch hier die Fabel auf den Plan:
Doch, nur mit der Würde Stirnenbande
Darf die Dichtkunst sich dem Tempel nahen;

Ist zum Adlerfluge weiser Wilden
Unser Geist im fremden Joch erschlaft?
Ward, den schönen Umriss vollzubilden,
Uns kein Fünkchen Geist noch Wissenschaft?

Singt, ihr Dichter, singt uns Bardenaden,
Sprache, die einst Hermann's Herold sprach;
Ha! dann stürzt der Feinde Heer zu Boden
Unter deutscher Keulen Donner-Schlag!
Auf, o Barden, folget meinen Spuren;
Wodan selbst hat mir die Kraft verliehn,
Da er mir auf Ameriken's Fluren
Nebst den Asen wunderbar erschien!

Rühs, Friedrich,

Unterhaltungen für Freunde altdeutscher ... Geschichte und Literatur

S.l. 1803

P.o.germ. 1186 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117473-7